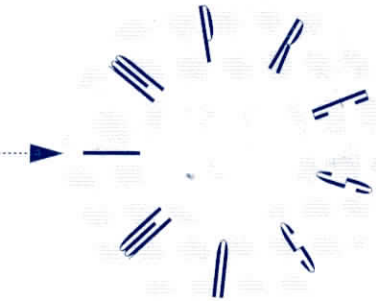
KOMMENTAR	Aufarbeitung ohne Hindernisse – eine Illusion *von Tina Krone*	2
FRAUEN UND STASI	Hoffen auf Wahrheit *von Irena Kukutz*	4
FRAUENBILD DER NVA	Mein Mädchen trägt den Ring *von Christine Eifler*	11
FRAUEN UND STASI	Frauenbild im MfS – mein Einblick *von Renate Ellmenreich*	14
	Warum haben Frauen für die Stasi gearbeitet? *von Annette Maennel*	17
	Erpreßbar und tendenziell konspirativ *von Dr. Günter Grau*	21
	Mehr Schein als Sein *von Marinka Körzendörfer*	26
	Vertrauen ist gut – über den Mißbrauch der Psychiatrie *von Dr. Ursula Plog*	29
	Die Männer und die Herren *von Gabriele Eckart*	35
PORTRÄT	Ein Leben mit der Lüge – Christel Guillaume *von Anne Worst*	43
AKTENEINSICHT	Das sind unsere Akten! *Bettina Wegner im Gespräch*	48
GESPRÄCH	mit Ruth Misselwitz, Pastorin, Friedenskreis Berlin-Pankow	55
FRAUEN UND STASI	Eine Amerikanerin in Berlin *von Belinda Cooper*	58
PROJEKTE	Hist. Dokumentationszentr. des Bürgerkomitees Sachsen-Anhalt *von Edda Ahrberg*	61
WAHLEN	Stell dir vor, es sind Wahlen und keine Frau geht hin *von Irene Hackethal*	67
TAGUNGEN/KONGRESSE	Langsamer, weniger, gesünder oder: Wem gehört die Zeit? *von Dr. Kerstin Herbst*	69
PARIS	Seitenblick nach Paris *von Tatjana Walter*	72
BUCHTIP	Strömung – ein lesbischer Liebeskrimi *von Bettina Jahnke*	74
LESBENRING	Ein bundesweiter Zusammenschluß feministischer Lesben *von J. Oesterle-Schwerin*	75
INFOS	Publikationen und Anzeigen	77



Weibblick Friedrichstraße 165, 10117 Berlin, Tel.: 0 30/2 29 16 85, Fax: 0 30/6 09 31 75
Herausgeberin: Unabhängiger Frauenverband, Friedrichstraße 165, 10117 Berlin
Redaktion/Org.: Annette Maennel
Autorinnen: T. Krone, I. Kukutz, Chr. Eifler, R. Ellmenreich, G. Grau, M. Körzendörfer, U. Plog, G. Eckart, A. Worst, B. Cooper, E. Ahrberg, I. Hackethal, K. Herbst, T. Walter, B. Jahnke, J. Oesterle-Schwerin, A. Maennel
Fotos: Archiv Weibblick (S. 1, 4, 5, 10), Archiv Bürgerkomitee Sachsen-Anhalt (S. 16, 61), Archiv Junge Welt (Titel), Kai-Anett Becker (S. 57), Viola Vassilieff (S. 2, 3, 25, 54), Katharina Vogel (S. 12, 18, 20, 28, 29, 34, 42, 47, 60)
Zeichnung: A. Raidt (S. 66)
Layout & Design: A. Raidt, M. F. Müller
Satz & Repro: Type-Design, Fotosatz- und Layoutservice GmbH
Druck: TRIGGER
Anzeigenbüro: Friedrichstraße 165, 10117 Berlin, Tel.: 0 30/2 29 16 85
Fax: 0 30/6 09 31 75, Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.
Bankverbindung: Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 415381504

Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.

IN EIGENE SACHE

Alle reden über Stasi – wir auch. Wir versuchen es jedoch anders, als bisher gelesen. Notiert haben wir Fakten, Empfindungen, Überlegungen. Es sind erste Arbeitsergebnisse. Zu nah ist noch die Zeit, zu wenig bisher gesichtet, manches Gespräch abgebrochen, andere wurden noch nicht geführt. Doch möchten wir uns darüber verständigen.

Dass der Abstand zwischen dem letzten Heft und dem jetzigen so lang ist, bitten wir zu entschuldigen. Schliesslich haben auch wir gestreikt.

Die Redaktion

Tina Krone
Projektleiterin des Archivs der Robert-Havemann-Gesellschaft in Berlin

AUFARBEITUNG OHNE HINDERNISSE – EINE ILLUSION

Plädoyer für einen ungehinderten Zugang zu den Stasi-Akten

Frauen und Stasi. Als erstes fallen mir Frauen wie Irena Kukutz und Katja Havemann ein, die leise, nicht schnell, versuchen, hinter das Geheimnis zu kommen. Die versuchen, Motivationen für die Mitarbeit beim MfS, den Alltag der Stasi zu ergründen. Stundenlange Gespräche mit inoffiziellen und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, mühsames Studium der Akten. Erste Ergebnisse werden weniger wahrgenommen als die laut tönenden Rechtfertigungsversuche und Leugnereien von enttarnten IM, denen in der deutschen Öffentlichkeit Mitgefühl sicher ist.

Frauen und Stasi – wenig Spezifisches konnte bisher zu Tage gefördert werden. Die ökonomische Notwendigkeit für die Frau als Arbeitskraft, die ihr in anderen Bereichen der DDR zu einigen Rechten verholfen hatte, kam im MfS nicht zur Geltung. Und das Frauenbild der MfS-Offiziere unterschied sich kaum von dem der Mehrheit der DDR-Männer. Als Folge waren Frauen in der Hierachie der Stasi noch seltener zu finden als im Parteiapparat der SED, denn man brauchte nicht einmal Feigenblätter nach außen. Weibliche Führungsoffiziere bildeten die Ausnahme und unter den angeworbenen Spitzeln stellten sie zehn Prozent. Den von der Stasi verfolgten Frauen erging es nicht anders als den Männern, der Vergleich von „Maßnahmeplänen" erbrachte den Unterschied, daß eher bei Müttern die Kinder als „Druckmittel" angewandt wurden als bei Vätern.

Systematisch zu analysieren wäre noch manches: Ob die Verhörmethoden gegenüber Frauen anders waren oder ob sie deswegen verschieden waren, weil sie sowieso ganz individuell angewandt wurden; ob die „Operativen Vorgänge" gegen Frauen systematische Unterschiede im Vergleich zu denen gegen Männer aufweisen, ob die Motivation für weibliche IM andere waren als für männliche usw. usf., aber es käme wohl sicherlich nicht zu anderen Ergebnissen, als Untersuchungen auf anderen Ebenen schon gezeigt haben.

Frau und Stasi – beide Themenkreise haben eine Gemeinsamkeit. Jede und jeder redet darüber und alle dürfen urteilen, auch ohne die nötige Sachkenntnis nachweisen zu müssen.

Die ganze Debatte um die Stasi-Akten, lange bevor das Gesetz die Einsicht erlaubte bis heute, ist eine einzige Farce. Auch ohne sich mit Aufbau und Funktionsweise des Ministeriums für Staatssicherheit auseinanderzusetzen oder sich mit dem Aufbau des MfS-Archivwesens zu befassen, werden die Akten als unbrauchbar für die Entwirrung des SED-Stasi-Filzes hingestellt.

Seit es um die Aufarbeitung der 40 Jahre DDR geht, schlagen die Wellen hoch. Verwunderlich nur, daß sich hartnäckig die Vorstellung hält, es ginge auch anders: ZK-Mitglieder im Chor mit MfS-Offizieren bitten um Entschuldigung und helfen

mit allen ihren Kräften, die damals geheimgehaltenen Vorgänge aufzuhellen, damit denen, die unter ihnen gelitten haben, endlich Gerechtigkeit widerfahre? Deren Trachten nach Verschleierung und Umwertung ihres Tuns ist eigentlich leicht nachvollziehbar. Unverständlich ist die große Resonanz, die sie mit ihren Forderungen haben.

Die Stasi-Akten wären unglaubwürdig, weil von der Stasi hergestellt, außerdem unvollständig und aus dem Blickwinkel der Herrschenden geschrieben. Deshalb sollen sie geschlossen werden. Und weitere Ungereimtheiten en masse. Diese Akten waren das wichtigste Werkzeug des DDR-Geheimdienstes – neben dem Heer an Spitzeln. Die Akten dienten nicht der Irreführung der Abteilungen untereinander, damit wurde gearbeitet. Daß diejenigen sie einmal zu Gesicht bekommen, um die es darin ging, damit hat kein MfSler je gerechnet. Natürlich wurde überall wertvolles Material vernichtet und die vorhandenen Akten allein reichen nicht aus. Aber sie liefern mindestens wichtige Anhaltspunkte. Im übrigen sind zum Beispiel in den Archiven der SED, der Blockparteien oder der ehemaligen Verwaltungen für Inneres ebenfalls brisante Dinge verborgen.

Es geht doch darum, ob das Bemühen da ist, nachträglich rekonstruieren zu wollen oder ab sofort den Blick nur noch „nach vorn, auf die Probleme, die uns jetzt bedrücken", zu richten. Die Betonung liegt auf nur. Denn die Probleme von heute sind nicht vom Himmel gefallen und die Archive des Bundeskanzleramtes oder des Verfassungsschutzes wären genauso hilfreich beim Ergründen unserer deutsch-deutschen Vergangenheit. Wer die Diskussion verfolgt, weiß, wer sich aus welchen Gründen gegen eine Offenlegung ohne Wenn und Aber stellt. Die Handelnden von damals leben noch, wissen also, was besser nicht in die Öffentlichkeit dringen sollte. Die Mittel, um das zu verhindern, sind nicht fein, sie reichen bis zur Verleumdung derjenigen, die unangenehme Wahrheiten entdecken und sie dann auch noch aussprechen. Es sei nur an die Welle der Empörung erinnert, als Jürgen Fuchs und Wolf Biermann Sascha Anderson enttarnten. Da ekelte man sich nicht vor dem Spitzel. Inzwischen scheint Denunziantentum zum Kavaliersdelikt geworden zu sein, zu dem man in der DDR gezwungen war, um in seiner Nische überleben zu können. Denunziert haben tatsächlich nicht nur die von der Stasi als IM registrierten Menschen, auch sogenannte KP – Kontaktpersonen – und GMS – Gesellschaftliche Mitarbeiter. Innerhalb der SED wurden Berichte über andere verfaßt, Vorgesetzte schrieben für alle möglichen Institutionen, ohne die betreffenden Personen davon in Kenntnis zu setzen. Weil dies so massenhaft geschah, werden nachträglich einfachste Ansprüche an menschliches Handeln außer Kraft gesetzt. Regine Hildebrandt kann auf einen ganzen Chor hinter sich bauen, wenn sie beklagt, daß die „kleinen inoffiziellen Mitarbeiter" „verteufelt und ausgegrenzt" werden, während die Machtverantwortlichen ungeschoren davonkämen und leitet anscheinend völlig entnervt daraus ab, daß bis 1996 nur noch die brisanten Fälle aufgearbeitet werden sollen, um dann die Akten ein für allemal zu schließen. Hier wird die völlige Entwertung solcher Begriffe wie Ehrlichkeit, Vertrauen und Verantwortung betrieben. Solche Ansprüche an den einzelnen zu stellen, gleichgültig, ob ehemals Gefreiter an der Grenze oder Armeegeneral, ob heute Ministerpräsident oder Gemeindeschwester, wird als „moralinsauer" verworfen. Fakten werden lieber nicht zu Kenntnis genommen, wenn auch die moralische Verfaßtheit einer ganzen Nation darüber den Bach hinuntergeht. In Deutschland nichts Neues. „Tatsachen werden in Meinungen" verwandelt und „eine Art Gentlemen's Agreement, dem zufolge jeder das Recht auf Unwissenheit besitzt", weil „es auf Meinungen nun wirklich nicht ankomme", wie bei Hannah Arendt in dem 1950, nach einem Besuch im Nachkriegsdeutschland entstandenen Aufsatz „Reise nach Deutschland" nachzulesen ist.

Irena Kukutz und Bärbel Bohley

Irena Kukutz
Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses für NEUES FORUM/Bürgerbewegung

HOFFEN AUF WAHRHEIT

Ein Gedicht von Erich Fried möchte ich dem Versuch, meine Erfahrungen mit dem Verrat und seinen Folgen zu beschreiben, voranstellen :

Hoffnung auf Wahrheit

Gib zu
du liebst die Hoffnung
mehr als die Wahrheit

Dann ist noch Hoffnung
denn dann liebst du
die Wahrheit mehr

und was du zugibst
ist nicht mehr wahr
weil es wahr ist

Ich liebe die Hoffnung mehr als die Wahrheit, immer noch. Auch wenn ich es, ehrlich gesagt, manchmal satt habe und müde davon bin, die Wahrheit hinter dem Verrat zu suchen und meiner Hoffnung hinterherzulaufen.
Auch bin ich es leid, von den einen als Stasi-Verteidigerin bezeichnet zu werden, während die anderen mich als IM-Jäger denunzieren.
Wahr ist, daß ich nie Richterin sein wollte. Die Täter ihrer Schuld zu überführen, war nicht das Motiv meiner Auseinandersetzung, auch nicht das Anliegen des Buches. Den Ausschlag dafür, das Gespräch mit der Täterin aufzunehmen, war die Frage, die nicht nur mich, sondern auch Katja Havemann damals bewegte: Wie ist es möglich, Menschen so zu mißbrauchen, indem man sie zu Werkzeugen macht, um wieder andere Menschen zu unterdrücken? Ich wollte Einsicht in die Zusammenhänge von persönlicher Verstrickung und der gesellschaftlichen Realität. Herausfinden, wo die Verantwortung des einzelnen anfängt und wieweit gesellschaftliche Zwänge wirken, in die Lüge oder den Irrtum führen. Mit der Aufdekkung eines Teils der Lüge hoffte ich, würde sich ein Stück der Wahrheit zeigen.

„Du solltest dich besser um die Opfer kümmern und nicht um die Täter". Diesen Satz hörte ich, als ich vor mehr als drei Jahren begann, die Gespräche mit Monika H. – alias Karin Lenz zu führen und aufzuzeichnen. Unverständnis begegnete mir bei meinen Weggefährten aus der unabhängigen Friedensbewegung der DDR, daß ich mit der Verräterin, dem Stasi-Spitzel meine Zeit verschwendete und auch noch diese Gespräche als Buch zusammen mit Katja Havemann herausgab. Doch die weitverbreiteste Reaktion auf dieses Öffentlichmachen war bei meinen ehemaligen Freunden das Nichtwahrnehmen und somit keine Resonanz.

Das wunderte mich nur solange, wie ich nicht darüber nachgedacht hatte, warum sie wie so viele andere DDR-Bürger auch dieses Thema lieber verdrängen und vergessen wollten, als sich damit auseinanderzusetzen und warum ich so ein brennendes Interesse hatte, die Wahrheit hinter dem Verrat zu suchen und öffentlich zu machen.
Der wichtigste Grund für das Verdrängen wie für das Erinnern ist, glaube ich, der, daß der Verrat kein Thema von gestern, sondern ein Problem von heute ist und daß der Verrat vielfältige Facetten hat in einer Kette von persönlichen und gesellschaftlichen Verstrickungen, die es zu allen Zeiten gibt und gab.

Die Auseinandersetzung mit dem Verrat anderer spiegelt immer auch das eigene Versagen, die eigene Schuld, die eigene verdrängte Geschichte wieder und das schmerzt. Das betraf auch mich, als ich die Gesprächen mit Monika H. begann. Ihre Geschichte spiegelte meine Geschichte. Wir hatten auch eine gemeinsame Geschichte. Und ich suchte hinter ihrer Schuld auch mein Versagen.

Monika H. war seit Anfang der 80er Jahre eine vertraute Weggefährtin bei den „Frauen für den Frieden" und später in der „Initiative für Frieden und Menschenrechte". Man vertraute ihr den Schlüssel zur Wohnung an, um Blumen zu gießen und die Post aus dem Briefkasten zu holen, wenn man in den Urlaub fuhr. Wir sangen auf ihren und sie auf

Hauptabteilung II/6 Berlin, 7. 9. 1981

BStU
000130

B e r i c h t
über die realisierte Werbung des IMS "Alexandra" zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS (IMS)

1. Wann und wo erfolgte die Werbung

Mit der KP "Alexandra" wurde nach vorheriger telefonischer Vereinbarung am 5. 9. 1981 in der Zeit von 11.00 - 13.00 Uhr ein Treff im KO "Garten" durchgeführt. Der Hauptinhalt des Treffs bestand in der Realisierung der Verpflichtung der KP für die inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS. Die Zielstellung konnte erreicht werden.

2. Inhalt und Verlauf der Werbung

Zu Beginn des Treffs wurden anstehende persönliche und operative Probleme besprochen. Dazu wurde im einzelnen bekannt:

unseren Geburtstagen und wir trösteten sie abwechselnd, wenn sie Liebeskummer hatte. Wir wußten aus ihren Erzählungen um ihre schwere Kindheit und Jugend im Heim und so wurde ihr manches verziehen, das wir bei anderen nicht geduldet hätten. Nie konnte sich einer von uns ernsthaft vorstellen, daß sie ein doppeltes Spiel mit uns spielte, daß sie spät in der Nacht nach einem Treffen mit politischen Freunden wie Petra Kelly und Gert Bastian oder nach einem Kneipenbesuch noch zu ihrem Führungsoffizier Herrn Jäger in die konspirative Wohnung eilte, um Bericht zu erstatten. Das zu erfahren war für mich ein genauso großer Schock wie für meine Freunde. Wann und wie wir unsere Aktionen planten, das war größtenteils kein Geheimnis, denn wir trafen uns nicht konspirativ. Diese Informationen der Stasi zuzutragen war nicht der eigentliche Verrat. Denn der Verrat braucht ein Geheimnis, das es zu verraten gilt. Freundschaft ist ein solches geheimes Band, weil es Vertrauen voraussetzt. Das Vertrauen der Freunde zu mißbrauchen, Freundschaft zu heucheln – ist Verrat, nicht an einer Sache oder Idee, sondern am Mitmenschen. Wenn das Vertrauen massenhaft mißbraucht wird, wie das in der DDR der Fall war, gärt der Verdacht, – das Mißtrauen und vergiftet die Atmosphäre, schafft einen stinkenden gesellschaftlichen Sumpf, in dem der eine müde und lustlos dahinstapft, während die andere auch darin versinken kann.

Als ich die Gespräche mit Monika H. begann, hatte ich nicht die Hoffnung, denn ich wußte schon damals, daß dies eine Illusion sein würde, den Stasi-Sumpf trocken zu legen. Aber ich wollte mein kleines Stück Boden wiederfinden, festen Halt unter meine müden Beine bekommen, denn es drohte mir alles wegzurutschen und ich geriet durch die Offenbarung des Verrates von Monika H. in eine tiefe persönliche Krise, die eine Vertrauenskrise war. Ihr Betrug, der mir in seiner ganzen Tragweite erst später in den Gesprächen offenbar wurde, hatte mich erschüttert und ich drohte die Balance zu verlieren.

Nachdem im Januar '89 durch einen Fehler in „ihrer Konspiration", durch ein paar Fotos, die sie mir gab, der Betrug klar wurde und ich zusammen mit meinen Freundinnen ihr die Chance zum Geständnis gab, gelang es der IM „Karin Lenz" noch über weitere fünf Monate, wie eine tickende Zeitbombe, ihre Zersetzungsarbeit zu betreiben. Das war eine der härtesten Zeiten in meinem Leben. Unsere Freunde aus der Friedensbewegung trennten sich an der Frage, wer hält trotz der Beweise zu ihr und wer vertraut uns. Sie denunzierte uns weiter, sie wie die Stasi behandelt zu haben, wir hätten ein Geständnis aus ihr herauspressen wollen, behauptete sie ungestraft.

Man glaubte ihr! Langjährige politische Freunde konnten sich also eher vorstellen, daß ich mit der Stasi zusammen arbeitete, als daß unsere Friedensfreundin Monika H. dies tat. Man kündigte nicht ihr die Freundschaft, aber mir.
Das war der eigentliche Schock!

In einer Erklärung schrieb die IM „Karin Lenz" damals folgendes:
„...Das Verhalten von Irena Kukutz, Bärbel Bohley und Katja Havemann hat mich entsetzt und zutiefst erschüttert, da ich

über Jahre geglaubt habe, daß uns nicht nur unsere gemeinsame politische Arbeit, sondern auch Freundschaft verbindet! Wem die Verbreitung solcher Gerüchte jedoch am meisten nutzt, uns dadurch von unserer eigentlichen Tätigkeit abhält, uns spaltet, uns verunsichert und damit genau erreicht, was man sich zum Ziel gesetzt hat, liegt auf der Hand.
Die zahlreichen Begegnungen mit verschieden Zugehörigen der Initiative für Frieden uns Menschenrechte (IFM) und in einer Zusammenkunft, an der fast alle IFM-Zugehörigen teilnahmen, wurde mir, und darüber bin ich froh, nicht nur eine eindeutige Integrität zugesprochen, sondern zugesichert, weiterhin vertrauensvoll mit mir zusammenzuarbeiten".

Auch wenn sich später herausstellte, daß die Hälfte der IFM selber für die Stasi arbeitete, denn sieben weitere Mitglieder waren IM, so erklärt das für mich nicht das peinliche Schweigen meiner ehemaligen Weggefährten bis auf den heutigen Tag. Es erklärt vielleicht aber die mangelnde Resonanz nach der Veröffentlichung auch jener Erklärung in der „Geschützten Quelle".

Im Sommer '89 war ich verzweifelt, denn ich begann an allem zu zweifeln. Mein Gedankenkarussell drehte sich immer schneller, was war Lüge, was die Wahrheit, woher Hoffnung auf Klärung nehmen, das fragte ich mich immer wieder. Ich nahm meine eigene Krankheit wahr, daß ich vergiftet war von Mißtrauen, daß ich nicht mehr wußte, wem ich noch vertrauen konnte, denn ich traute nicht einmal mehr – mir selbst, meiner eigenen Wahrnehmung.

Ab August war dann keine Zeit mehr für Selbstzweifel. Ich geriet mit allen anderen in den Strudel der Ereignisse.
Der Zusammenbruch kam und mit ihm, auch nach einigen vergeblichen Überlebungsversuchen, das Ende der Stasi. Als das Neue Forum im Januar 90 zum Sturm auf die Festung des Ministeriums für Staatssicherheit in der Normannenstraße blies und die Tore sich öffneten, die Bürgerkommitees die Auflösung der Stasi überwachten, schrieb Monika H. uns einen Brief, in dem sie um ein Gespräch bat. Die Zahl von 100 000 inoffiziellen Mitarbeitern der Stasi wurde am Runden Tisch laut und wir wunderten uns darüber, daß kein IM vor unserer Tür stand, um seine Schuld zu gestehen. Denn eins wußten wir, Monika H. war nicht allein an der „unsichtbaren Front" tätig gewesen. Wo waren sie nur? Etwa wieder in vorderster Reihe? In den Bürgerkommitees? Lösten sie etwa die Stasi auf? Würde das denn nie ein Ende nehmen, würde man jeden einzelnen überführen müssen wie die IM „Karin Lenz"?
Warum nur suchten sie nicht selbst Entlastung, gingen einem lieber aus dem Weg oder schauten einem frech in die Augen, in der Gewißheit, daß niemand ihnen etwas nachweisen konnte?
Wieder war sie da, diese Übelkeit!

So entschloß ich mich, auf Monika H.'s Gesprächsangebot einzugehen, sie zu treffen und zu befragen, über das, was sie in den vielen Jahren im Auftrag der Stasi wirklich getan hatte und warum sie es tat. Denn ich wollte eine Klärung, weil es mir nicht gelingen wollte zu begreifen, was da eigentlich geschehen war und ich war entschlossen, der häßlichen Wahrheit ins Gesicht zu schauen.

So begann ich die Gespräche Anfang März zunächst allein. Später führten wir sie in regelmäßigen Abständen bis Anfang Juli. Das war eine schwere Zeit der Auseinandersetzung mit unserer gemeinsamen Vergangenheit, nicht nur für Monika H., sondern auch für uns. Denn zu viel war geschehen in all den Jahren, zu groß der Schmerz über die Täuschung, zu groß die Enttäuschung! Dennoch kam vieles auch anders als erwartet.
Wenn ich vor meiner ersten Begegnung mit Monika H., auf neutralem Boden am S-Bahnhof Prenzlauer Allee, noch überlegte, ob ich der Verräterin überhaupt die Hand reiche, entwickelten sich die Gespräche später in ihrer Wohnung im Prenzlauer Berg so, daß nicht nur Monika H. zeitweise vergaß, daß das Tonband lief. Bei manchen Enthüllungen verschlug es mir dennoch den Atem und als sie mir zum Abschied nach unserer ersten Wiederbegegnung sagte: „Weißt du, wie schön es ist, mit dir zu reden, ohne daß ich danach zu meinem Typen muß, um ihm alles zu erzählen", war das ein unbeabsichtigter Tiefschlag von ihr, der nur erneute Übelkeit erzeugte und mir wurde in dem Moment erst klar, daß sie wirklich immer berichten ging. Da wußte ich plötzlich nicht mehr, ob ich die Gespräche noch wollte. Erst zögerlich und bröckchenweise erzählte sie dann immer bereitwilliger die „…üble Geschichte…"

Zur selben Zeit tauchten die ersten Stasidokumente auf und man konnte in den Richtlinien nachlesen, welch zynisches Spiel die Führungsoffiziere mit ihren IM spielten.

Und im Herbst 1990, als meine Freundinnen Katja Havemann und Bärbel Bohley zusammen mit anderen die Stasizentrale in der Normannenstraße besetzt hatten und mit einem Hungerstreik die Aufnahme des von der Volkskammer der DDR beschlossenen Gesetzes über den Umgang mit den Stasiakten in den Einigungsvertrag erzwingen wollten, machte ich die letzten Korrekturen für die Veröffentlichung der „Geschützten Quelle" und es war bis zuletzt unklar, ob Monika H. nicht doch noch ihre Einwilligung für die Veröffentlichung zurückziehen würde.
Das Stasiunterlagengesetz wurde ein Jahr später nach vielem hin und her doch noch verabschiedet, die Archive öffneten sich, um Betroffenen Einsicht in die über sie angelegten Akten zu geben.

Unser Buch erschien im Dezember '90, als noch wenig darüber bekannt war, wie die Stasi mit ihrer „Hauptwaffe gegen den inneren Feind", – den inoffiziellen Mitarbeitern – den Spitzeln, arbeitete. Es fand seine Leser und auch die Medien besprachen es wohlwollend. Man verstand es als Angebot, eine mögliche Form, mit dem Vergangenen umzugehen, die vielleicht ermutigt, sich auf ähnliche Weise mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Es gab Einladungen in Frauenprojekte und zu Kongressen, zu Interviews in Funk und Fernsehen und immer wieder wurde ich gefragt, ob ich auch weiterhin zu der Verräterin Kontakt habe und wie ich das aushalte. Da erst wurde es mir sehr allmählich klar, daß ich mich in den Monaten der schweren Gespräche mit Monika H. total zurückgenommen hatte, die Rolle der Therapeutin übernommen hatte, meine Wut und den Zorn über ihre Enthüllung nicht zugelassen hatte.

Und meine stille Hoffnung, mit diesem Buch mich eines Themas entledigen zu können, erfüllte sich nicht. Eher war es so, daß ich angefangen hatte zu ziehen und nun hing ich an der Kette und sie wurde länger und länger, aber nahm kein Ende. Ich bemerkte mit Betroffenheit, daß auch ich mal wieder verdrängt hatte, denn mein Entschluß, Monika H.'s Geschichte aufzuzeichnen, hatte noch einen sehr persönlichen Grund außer dem, daß ich meinte, nicht anders aus meiner Depression über Monika H.'s Verrat herauszukommen. Es war meine eigene familiäre Verstrickung, daß ich fühlte, daß ein Teil von mir der Verräterin Monika H. sehr ähnlich war, daß ich hätte genauso werden können wie sie.

Dieser Zweifel an mir selbst, war letztlich die Triebfeder dazu gewesen, Monika H. anzurufen und ein Treffen zu verabreden.

War ich nicht zur Hälfte eine von ihnen und zur anderen Hälfte eine „der anderen"? Hatten meine Friedensfreunde sich deshalb damals von mir abgewendet, denn alle wußten, woher ich kam, aus einem Stasihaus: Vater, Bruder, Schwager usw. – hauptamtliche Stasimitarbeiter.

Und hatte nicht auch ich so manchen verdächtigt, der kein Zuträger der Stasi war? War es nicht mein größtes Problem, daß nicht nur meine ehemaligen Freunde kein erklärendes Wort für mich fanden, sondern auch nicht meine Schwester, die die verordnete Kontaktsperre zu mir seit 1984 einhielt und nach sieben Jahren zum Kindergeburtstag kam, kein Wort, nicht eines fand und sich verhielt, als wenn sie gestern noch bei mir war ?

„Der Zweck heiligt die Mittel" – unter dieser Formel bin ich erwachsen geworden. „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns", kam dazu. Zur Verteidigung einer Idee, selbstverständlich einer, die für alle Menschen Glück und Wohlstand bedeuten könnte, darf man einige wenige, die das nicht begreifen wollen oder können: quälen, verfolgen, einsperren, ausgrenzen oder auch töten. Es ist sogar Pflichterfüllung, dieses zu tun. Die Bereitschaft mitzutun wurde auch von mir erwartet. Entsetzt waren sie, woher meine Verstocktheit und Bockigkeit kam, nicht ihren Weg mitgehen zu wollen, schlechter Einfluß ihre Erklärung. Als ich anfing, die Dinge zu durchschauen, konnte und wollte ich nicht weiter anerkennen, die Welt einzuteilen in Bruder oder Feind, in „im Dienste unserer Sache" oder „der Konterrevolution". Aus der Unangepaßten, Undankbaren, wurde ich so in ihren Augen – die Konterrevolutionärin, die CIA-Agentin. Ich hatte ihnen die Karriere verbaut, das nahmen sie mir zu DDR-Zeiten übel, das konnte ich noch nachvollziehen, aber warum schwiegen sie weiter. Ich war wütend und enttäuscht, vielleicht am meisten über mich selbst, mein Festhängen an der Hoffnung, daß Menschen sich ändern können.

Da saß Monika H. im Checkpoint-Charlie-Museum, Täter/Opfer-Gespräche waren angesagt, und sie signierte das Buch, gab Autogramme, schrieb freundliche Sprüche hinein, ließ sich auf die Schulter klopfen, als Heldin an der vordersten Front der Aufarbeitung. Mit meinem Schweiß und meinen Tränen erkaufte sie sich Absolution, war stolz, den Ablaßschein überall herumzeigen zu können. Ich fühlte mich nocheinmal verraten und einem Irrglauben aufgesessen, der hieß : „Aufarbeitung von Vergangenheit".

Zu spät glaubte ich erkannt zu haben, daß wenn man diese stinkende Decke, so wie ich es getan hatte, nur mal kurz lüftet, wendet, aufschüttelt, man nur selbst dazu beiträgt, die Lügen darunter wieder zuzudecken.

Ringsum gingen alle wieder zur Tagesordnung über. Über ein paar klägliche Versuche, die nichts erklärten und fast alles verschwiegen, kamen einige wenige IM, die sich zu erkennen gaben, nicht hinaus. Es wollte sich niemand erinnern und Trauer und Schmerz zulassen.

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

In diesem Jahr 1991 war ich nicht nur die gefragte Stasi-Aufarbeitungs-Expertin, ich war auch die Abgeordnete der Bürgerbewegung Neues Forum geworden. Ich erlebte im ersten Gesamtberliner Abgeordnetenhaus die Debatte um das Hin und Her, das Für und Wider der Überprüfung der Abgeordneten auf Stasiverdacht und ich mußte dann erleben, daß in ganz wenigen Fällen Konsequenzen gezogen wurden und Abgeordnete ihr Mandat zurückgaben. Heute ist die Hälfte der Legislaturperiode vorbei und der Untersuchungsausschuß, der die von der Gauck-Behörde belasteten Abgeordneten überprüfen soll, ist noch kein einziges Mal zusammengetreten.

So konnte mich der Zynismus meines Stasi-Schwagers kaum noch erschüttern, der mir beiläufig sagte:
„Du hast früher gegen Windmühlen gekämpft, du kämpfst heute wieder gegen Windmühlen"! Es ist wohl die bittere Wahrheit. Er hatte es schon wieder gelernt, sich anzupassen, und ich konnte es wieder nicht, wollte lieber an der Wahrheit scheitern, als weiter in der Lüge leben.

Aber was ist Lüge und was die Wahrheit und wo der Irrtum? Und trägt nicht jeder Irrtum die Wahrheit in sich verborgen – ist es nicht unsere Aufgabe diesen Lichtkeim zu befreien ? Wie bitter muß es sein, auf Jahre oder ein Leben zurückzublicken und den Irrtum zu erkennen? Wie kann die Versteinerung der Verleugnung und Rechtfertigung aufgelöst werden ? Wie damit umgehen? Wo sucht ein Mensch wie mein Vater oder mein Bruder heute die Schuld? Oder suchen sie gar nicht, bauen lediglich eine neue Schutzschicht davor?

Bin ich – am Ende wieder – der Sündenbock für sie ? Weil ich nicht gnadenlose, aber schonungslose Aufklärung fordere, ein Bekenntnis der Schuld und das Erkennen der eigenen Verantwortung ? Auch der ins Verbrechen verstrickte braucht Einfühlung, wenn er den Weg zur Umkehr finden soll, sagen die Psychologen. Aber wer soll das leisten ? Warum wünsche ich mir so sehr, ihnen verzeihen zu können ? Weil ich glauben möchte, daß sie unter dem Joch ihrer uneingestandenen Schuld leiden, so wie ich darunter leide , weil die Verletzungen weitergehen ohne eine Klärung ?

Lange Zeit hatte ich mich dagegen gewehrt, Vergleiche mit der Naziherrschaft zuzulassen, Gestapo und Stasi gleichzusetzen oder auch nur Ähnlichkeiten und Parallelen festzustellen schien mir unzulässig. Denn schließlich hatten wir in der DDR nicht das Schafott oder KZ zu fürchten , wenn wir uns politisch einmischten und zu Staatsfeinden gestempelt wurden.

Heute im dritten Jahr nach der Vereinigung denke ich darüber anders. Ich sehe die Parallelen. Der Musiker Menuhin formulierte es sinngemäß so : Denn das Unrecht beginnt genau dort, wo man dem Menschen die Würde nimmt. Einen Schritt weiter nimmt man ihm die Freiheit, sperrt ihn ein, verfolgt ihn und drei Schritte weiter tötet man Menschen zu Tausenden im Gasofen.

Die Internierungslager für uns waren bis ins Detail von der Stasi geplant und auch die Listen von Namen zur Isolierung und Liquidierung waren geschrieben. Doch die Experten streiten sich noch, was mit dem Begriff Liquidierung gemeint sein könnte.

Besonders augenfällig sind die Parallelen jedoch im Umgang mit dem Erbe der Nazibarbarei nach 1945 und der heutigen Situation im Umgang mit den Altlasten der Stasi. Wieder gibt es bei den Tätern, ob sie „nur" an den Schreibtischen saßen oder direkt ihren Opfern gegenüberstanden, sie unter falschen Anschuldigungen für Jahre in den Knast oder außer Landes drängten, kein Schuldbewußtsein.

Wieder verstecken sich große und kleine Täter hinter dem damals geltenden Recht oder sie hätten nur auf Befehl gehandelt, ihre Pflicht erfüllt. Wieder wird es, wenn überhaupt, nur einige wenige exemplarische Bestrafungen geben. Ganze zwanzig KZ-Aufseherinnen wurden nach 1945 verurteilt. Lettische SS-Veteranen erhalten heute von der Bundesregierung eine Rente, während die wenigen überlebenden jüdischen Opfer in Lettland vergeblich auf eine Wiedergutmachung warten. Beschämende Beweise für die Komplizenschaft der heutigen Politiker mit den Tätern von gestern. Auch die Täter von heute haben wenig zu befürchten, sofern sie die neuen Befehlsgeber anerkennen. Ihr Wissen wird gebraucht oder besser ihr Schweigen. Während der Ex-Devisenbeschaffer der DDR und Offizier im Besonderen Einsatz der Stasi Schalck-Golodkowski am Tegernsee angelt und der Ex-Geheimdienstchef Markus Wolf wahrscheinlich sein nächstes Buch schreibt und Honecker nun doch seine Rente ins sonnige Chile hinterhergeschickt bekommt, warten Tausende auf Wiedergutmachung für er-

- die KP befindet sich in der Zeit vom 7. 7. 1981 bis 26.9.81 als Seminarleiterin an der Bezirksjugendschule (Berlin-Köpenick) in Prieros.

- entsprechend der getroffenen Vereinbarung hat die KP versucht, zu ihren in Kanada lebenden chilenischen Freund telefonischen Kontakt herzustellen. Dabei mußte sie feststellen, daß die bisher gültige Tel.-Nr. des Chilen abgemeldet wurde. Über den Verbleib ihres chilenischen Bekannten hat die KP keine Informationen. Zur Klärung dieses Problems hat die KP daraufhin einen Brief an die bekannte Anschrift in Frankreich geschrieben, um evtl. auf diesem Weg Anhaltspunkte über den gegenwärtigen Aufenthaltsort ihres chilenischen Bekannten zu erhalten. Mit der KP wurde vereinbart, daß sie sich im Falle einer Rückantwort aus Frankreich mit dem operativen Mitarbeiter konsultiert.

Im Anschluß an die Klärung der vorgenannten Probleme wurde zum eigentlichen Anliegen des Treffs übergegangen.
Durch den operativen Mitarbeiter wurde eine Einschätzung der bisherigen inoffiziellen Zusammenarbeit vorgenommen.
Dabei wurde die Zusammenarbeit der KP mit dem MfS im wesentlichen positiv beurteilt. Hervorgetreten sind insbesondere die Zuverlässigkeit und Bereitschaft der KP, offen über persönliche und berufliche Probleme zu sprechen. Die bisher erreichten operativen Ergebnisse der KP wurden bezugnehmend auf die von der KP erarbeiteten Personeneinschätzungen, operativen Informationen (zum X. Parteitag) sowie auf die selbständige Kontaktaufnahme im Zusammenhang mit dem anonymen Brief ebenfalls positiv beurteilt.

littenes Leid, ob sie als junge Mädchen zehn Jahre in Sibirens Lagern schuften mußten und dabei ihre Gesundheit und mehr einbüßten oder wegen „Republikflucht" im DDR-Zuchthaus saßen oder auch „nur" ihre berufliche Karriere durch Stasi- Machenschaften durchkreuzt wurde und sie heute für den neuen Start in der Marktwirtschaft die entsprechenden Zeugnisse nicht vorweisen können. Im schmutzigen Brackwasser eines stasibelasteten Ministerpräsidenten schwimmen zahllose Wendehälse und ehemalige Stasischnüffler wie Fettaugen auf der Einheitsbrühe und verhöhnen und denunzieren ihre Opfer weiter. Die Entstasifizierung nach 1989 wird genauso scheitern wie die Entnazifizierung nach 1945, weil der Wille zur Reinigung kaum vorhanden ist und der Unrat sich in allen Ritzen der Gesellschaft verkrochen hat.

Nach dem ersten tiefen Durchatmen kommt die Ernüchterung. Die Rufe von 1989 „Stasi in die Produktion!" sind verhallt. Anpassen und Unterordnen haben sie, die ehemaligen Hauptamtlichen und inoffiziellen Mitarbeiter der Stasi, gelernt und längst ihren Platz im vereinten Deutschland gefunden, während wir den unseren so mühsam noch suchen.

Ordnung und Sicherheit sind Lieblingswörter auch in der neuen Gesellschaft, in der wir jetzt angekommen sind. So sind die vielen ehemaligen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit heute in Versicherungen unterwegs oder haben eine Firma für Sicherheitstechnik gegründet. Andere ihrer Kollegen sorgen für Ordnung und Sicherheit als „schwarze Sheriffs" auf den U-Bahnhöfen oder sind als zuverlässige Ordnungshüter beim Werkschutz manches Konzerns untergekrochen. Für sie ist wieder alles in bester Ordnung.

Warum ist die Ablehnung gegen den notwendigen Prozeß der Reinigung und Neubesinnung in der Gesellschaft so groß? Neubesinnung braucht Zeit, viel Zeit. Das Tempo selbst zu bestimmen, lassen die Umstände und auch wir selbst nicht zu. Auf Eilfertigkeit, Hektik und Entwurzelung scheint es in dieser Phase von Wendungen, die so voller Brüche ist, nur einen Ausweg zu geben – die Flucht nach vorn.

Orientierungslos irren die Menschen zwischen den Bruchstücken ihrer auseinandergebrochenen Existenzen, Biographien umher, erkennen nichts mehr wieder, fühlen sich wie Fremde im eigenen Land. Das macht bitter! Wer soll sich kümmern um die Leichen im Keller, wenn das ganze Haus zusammengefallen ist?

Die Angst vor weiteren Verlusten und der entstehenden Leere läßt viele Menschen im Osten an ihren alten Erfahrungen, Träumen, Enttäuschungen festhalten, ohne jedoch das Vergangene kritisch wahrzunehmen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Ein wesentlicher ist der, daß es wie zur Nazizeit auch in der DDR so war, daß sich das Unrechtsregime auf eine satte Mehrheit von korrumpierten Bürgern stützen konnte. Man denke nur an die 99,...% Ja-Sager, wenn der Einheitsblock der Nationalen Front gewählt wurde. Darum protestieren heute so wenige, wenn es heißt: Wir waren doch alle Täter! Fangen wir doch bei Null an und lassen das Vergangene vergangen sein! Wir haben doch heute andere Probleme! Aus sehr unterschiedlichen Motiven heraus bildet sich eine breite Allianz der Verschweiger. Sie haben wieder die Mehrheit.

Petra Kelly sagte: „Wer Vergessen betreibt, wo Erinnerung nötig wäre, leugnet die Täter und beleidigt damit die Opfer". Ich denke, wir dürfen nicht zulassen, daß die Grenzen zwischen Opfern und Tätern verwischt werden. Den versteckten Vorwurf, daß ich dies mit den Gesprächen mit Monika H. getan hätte, in denen sich die Täterin auch als ein Opfer ihrer Verhältnisse zeigt, kann ich so nicht akzeptieren. Wenn sich die Wirklichkeit in ihrer ganzen Zwiespältigkeit zeigt, ist das kein Fehler. Das Opfer von heute kann der Täter von morgen sein und umgekehrt. Bei der schmerzhaften Erinnerungsarbeit geht es ja nicht vordergründig um die Verurteilung von Personen-Tätern, sondern um die gesellschaftliche Ächtung ihrer Taten. Deshalb müssen diese Taten ersteinmal aus dem dunklen Vergessen ans Licht geholt werden.

Monika H. war ein Opfer ihrer Verhältnisse und wurde eine Täterin. Sie fand die Kraft, sich ihrer Schuld zu stellen, wie ganz wenige nur. Obwohl ich nie vergessen kann und auch nicht will, kann ich ihr heute vergeben.

Als ich sie im September '92 befragte, wie es ihr nach der Veröffentlichung ergangen sei und ob sie es bereue diesen Schritt getan zu haben, antwortete sie mir :
„...Ich glaube heute noch, daß das Gespräch mit euch, das ich ja dringend gesucht hatte und das Gespräch im Fern-

Stasi-Knast Hohenschönhausen

sehen, ich frage mich, ob das nicht auch ein bißchen exhibitionistisch war. Ich glaube das eigentlich nicht, ich glaube, daß es ein Stück von Wiedergutmachung war und weil es die nicht geben kann, war es mehr in einem Sinne einer öffentlichen Entschädigung… Das war für mich irgendwie eine Entschuldigung an euch und es hat mich was gekostet…
Das war aus der Größe dessen, was ich da mit euch gemacht habe, aus der Größe des Verrates, da konnte ich doch nur irgendwas tun, wo ich mich selber auch bloßstelle und verwundbar mache und ich habe mich doch damit verwundbar gemacht…"
Der Gesichtsverlust, den Monika H. erlitten hat, als sie sich ihre Schuld eingestand, war für sie kaum zu ertragen, denn die Scham war überwältigend.
Doch ich glaube heute, daß sie nur über diesen bitteren Weg ihre Würde wiedergewinnen kann. Ich kann ihr heute wieder eine gewisse Achtung entgegenbringen, weil ich erkannt habe, wieviel Kraft und Mut dazu gehört, sich der eigenen Schuld zu stellen.

Literaturhinweis: *„Geschützte Quelle", Gespräche mit Monika H. alias Karin Lenz, BasisDruck-Verlag, Berlin 1990*

Christine Eifler
Institut für Sozialökologie i. G.,
Humboldt-Universität zu Berlin

MEIN MÄDCHEN TRÄGT DEN RING

Zu Frauenbildern in der NVA-Propaganda

Armeedienst und Wehrpflicht waren (in der Regel) wichtige Sozialisationsinstanzen für Männer in der DDR. Bereits schon im Schulalter waren Jungs mit der Frage konfrontiert, ob sie über den Zeitraum der Wehrpflicht hinaus in der Armee dienen sollten und welche Konsquenzen dies für die angestrebte Arbeitsbiographie – z. B. Studium – haben könnte. Für Frauen suggerierte die Gleichberechtigungspolitik im öffentlichen Bereich ein Bild der selbstbewußten, sich aktiv in alle gesellschaftliche Bereiche einmischenden und ihr Leben selbst bestimmenden Frau, jenseits von männlicher Bevormundung und Abhängigkeit. Das Bild der Frau in der NVA-Propaganda war ein anderes.

Armeen sind männerbündische Institutionen, die ihre Funktionalität mit der stetigen Definition von Männlichkeit im Sinne der Tauglichkeit für den Kriegs- und bestenfalls Verteidigungsfall sichern. Dies geschieht immer auch in Abgrenzung zur Weiblichkeit.

Die politische Abgrenzung der DDR gegenüber der BRD, der kalte Krieg und die militärische Hochrüstung wurden als Begründungen für die Verteidigung der DDR gegeben. Die ideologisch angespannte Situation in der DDR sowie der Verfolgungswahn (Engler) ihrer politischen Spitze verliehen dem politischen Reputationssystem der Armee einen hohen gesellschaftlichen Wert. Der hohe Rang und der spezifische Wert von (armeetauglichen) Männern für die Erhaltung der Gesellschaft wurde ständig reproduziert. Dies hatte Rückwirkungen auf das Frauenbild in der Propaganda der NVA. Es vereinigt die Funktionalisierung jeweils bestimmter Tätigkeitsbereiche und Eigenschaften von Frauen aus einer erklärten Herrschaftsposition des Mannes.

Die vorgestellten Texte sind aus der Armeerundschau (AR). Dieses Magazin war von Männern für Männer gemacht. Das Soldatenmagazin erschien von 1956 bis 1990 und hatte seit den 70er Jahren eine Auflage von 340 000 monatlich. Der Hauptteil beinhaltet militärpolitische Themen: Beiträge zur Militärtechnik und -technologie, Geschichten aus dem Vaterländischen Krieg, dem Kampf deutscher und vor allem russischer Kommunisten gegen den Hitlerfaschismus, Informationen über Kultur, Sport und gesellschaftliche Ereignisse.

Aus den in der AR dargestellten Frauenbildern und -vorstellungen werde ich mich an dieser Stelle auf Texte aus dem äußerst umfangreichen Themenbereich Liebe und Partnerbeziehungen beschränken.
(An dieser Stelle verzichte ich auf die Unterschiede in der Darstellung von Frauen in den verschiedenen Etappen der DDR-Geschichte.)

„Das Glück, das du mir zugebracht,
mit harter Faust wird es bewacht!"
Ein durchgängiges Muster für die Behandlung partnerschaftlicher Beziehungen gilt für Frauen wie für Männer. Es besteht in der Behauptung einer „Unreife" der jungen Menschen. Sie seien körperlich unreif, noch nicht genug für das Leben qualifiziert und ausgebildet, und vor allem politisch unreif. Ihnen fehle das, was die Gründergeneration ihnen immer voraus haben wird: Lebenserfahrungen sprich politische Kampfeserfahrungen.

Allein kommen „unsere" jungen Menschen aus dieser Unreife nicht heraus. Dazu brauchen sie die Hilfe der Älteren, die aus ihrem Leben wissen, wo es lang geht. Diese Hilfe besteht in der Erziehung. In unserem Falle: Erziehung der Gefühle und zur Liebe. Der Mann, so wird suggeriert, ist noch am ehesten in der Lage, sich aus der Unreife zu befreien, wenn er sich der „großen Sache" – Kampf für den Frieden, Menschheitsfortschritt, Armeedienst – unterordnet.

Von dieser Position aus wird er angehalten, darüber nachzudenken, wie denn nun die „Richtige" sein soll. Die richtige Frau soll eine gesellschaftlich nützliche Frau sein, die ihren Mann versteht, sich ihm unterordnet, weil er der großen Sache dient. Und indem sie sich nach seinen Bedürfnissen richtet, die ja nicht seine egoistischen, sondern die der Sache sind, ist sie auch an der Sache beteiligt.

Diese Erhöhung von Männlichkeit aus einem scheinbar sachlich begründbaren Bezug – in unserem Fall die Aufgaben

der NVA – läßt Weiblichkeit in einem bizarren Gemisch von Frauenfeindlichkeit, Sexismus, Verklemmtheit und autoritären Idealisierungen erscheinen. Dabei bedient sich die NVA-Propaganda interessanterweise Themen aus dem sogenannten privaten Bereich; also Aspekten, die ansonsten in der DDR weder thematisch noch inhaltlich öffentlich in diesem Umfang eine Rolle spielten. Der Blickwinkel, aus dem dies erfolgt, ist der des Mannes.

Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Kontrolle der weiblichen Sexualität als individuell zu leistende Aufgabe für den einzelnen Mann. So wird von der Frau in der AR erwartet, daß sie ihre Weiblichkeit zurückstellt und dem Mann ein Kumpel ist. Jahrzehnte wird diskutiert, ob denn nun eine Frau „sexy" sein sollte oder nicht. „Ein Mädchen muß auf mich wirken wie ein Akt, wo aber nicht jeder mit dem Finger draufzeigt" (AR, 1965/5/35).
Kommentar zu der Leserzuschrift: Lebensweisheit: Seinen Typ heiratet man nicht, sondern bewundert ihn. Folgerichtig ist Leutnant O. nicht mit einer dunkelhaarigen Frau, „rassig wie ein guter Kognak" sondern mit einer vollschlanken Blondine verheiratet.

Frauen, als ernstzunehmende eigenständige Wesen, kommen in der AR so gut wie nicht vor. Entweder sie werden als „Mädchen" dargestellt, die zickig sind, aber „etwas in der zu groß geratenen FDJ-Bluse" haben, die zwar immerhin Baggerfahrerin sind, aber doch etwas zu klein geraten sind, die aus ihren kindlichen Eigensinnigkeiten heraus nicht verstehen, warum ihr Lieblingsspielzeug den Armeedienst antreten muß u. ä. Von diesem unvollkommenen Wesen „Mädchen" werden sie zu einer vollständigeren Person wenn sie Mutter werden. Dann entscheiden sie endlich verantwortungsbewußt. Das bewirke die Liebe. Liebe ist wichtig. Sie ist ein zentraler individueller wie gesellschaftlicher Wert. „Liebe ist eine sehr intensiver Zustand des Lebens..., ohne den wir letztlich nicht leben könnten, ja, dem wir unser Leben verdanken. Da ist die Mutterliebe, die Liebe zum Vaterland und die Liebe der Verliebten" (AR, 1975/Heft5/Seite 76). Aber Liebe ist auch harte Arbeit. Regeln sichern, daß man sie bewältigt. Zu ihnen zählt, daß die Liebe kein Abenteuer ist. Ordnung und Übersicht ist gefragt und das ist keine Privatsache: „Wenn das jeder so machte (gemeint sind „flüchtige" Liebesverhältnisse), wo kämen wir da hin! Wo leben wir denn, wenn jeder mit jedem ...wollen wir nicht gleich die Ehe abschaffen? Komische Moral. Jedenfalls nicht zu vereinbaren mit unserer sozialistischen" (AR, 1979/5/28). Das Kollektiv soll jenen aus der „Sackgasse" helfen, die nur das Liebesabenteuer suchen. So tadelt ein Gefreiter eine Lehrerstudentin:„Als zukünftige Lehrerin sollte sie auch ein bißchen mehr Verantwortungsbewußtsein haben und sich mit einem jungen Mann nicht gleich in der ersten Gefühlsaufwallung in die Büsche schlagen" (Ebenda). Gefühle, Bedürfnisse nach Sexualität und Erotik werden dämonisiert, indem sie als besondere Gefährdungen dargestellt werden, die blind und leichtsinnig machen. „Sicher ist aber, daß eine Liebe erst durch Bewährungsproben wächst" (AR, 1960/11/629). Liebe muß sich bewähren. Die Armeezeit wird zur Bewährungsprobe der Liebe. Die Trennung durch die Soldatenzeit ist eine „Prüfung", die dem Soldaten zeigt, ob sein „Mädel" ihn liebt. Erst wenn man verheiratet ist und Kinder hat, sei eine längere Trennung „ungesund". „Ist das Mädchen charakterfest, so wird es warten. Der Junge aber wird merken, ob er mit dem Mädchen zusammenbleiben kann"(AR, 1973/4/264). Dies ist nicht auch umgedreht gemeint, sondern beschränkt sich auf die Sicht des Mannes.

Unterschiedlich begründet finden sich in der AR eine Vielzahl von Argumentationen, die von einer existentiellen Unfähigkeit ausgehen, daß Männer aber vor allem Frauen, nicht ihre eigene Bedürfnisse erkennen und sich angemessen verhalten können.

Das gilt besonders für die Sexualität, die beherrscht werden muß. Die Disziplinierung von Körperlichkeit soll im Namen der „höheren Gefühle" erfolgen: „Die Beständigkeit der Gefühle für den Partner hängt ab von der Persönlichkeit eines Menschen, tiefe und stetige Gefühle zu entwickeln, von seiner Einstellung zum Partner und von der Ausprägung der höheren Gefühle, von der Bedeutung, die die Partnerbeziehung, die Familie für ihn hat, und von seiner Fähigkeit, sich selbst zu steuern" (AR, 1978/2/37). Zwar gelten sexuelle Beziehungen als „schönes Lebensbedürfnis", aber ihre Darstellung ist schwülstig und inhaltslos. So wird vorgegeben, sich mit den tatsächlichen Problemen zu beschäftigen und sie ernst zu nehmen. Jedoch mit pseudowissenschaftlichen Behauptungen von Experten (Soziologen und Psychologen) und bevorzugt von Schauspielerinnen wird ein Wissen vorgegau-

BStU
000131

Gleichzeitig wurden die KP die bestehenden Reserven in der Zusammenarbeit aufgezeigt, insbesondere

- die noch umfassendere Ausnutzung ihrer beruflichen Kontakte zur Erarbeitung von operativen Informationen;

- die bessere Nutzung ihrer Möglichkeiten zur Schaffung operativ-interessanter Kontakte auf Freizeitebene und im Zusammenhang mit ihrer Betreuungstätigkeit ausländischer Delegationen;

- die ständige Sondierung ihrer umfangreichen beruflichen Kontakte unter dem Aspekt des Tippens operativ- interessanter Personenkreise.

Die vom operativen Mitarbeiter gegebene Einschätzung wurde von seiten der KP akzeptiert. Auf das Problem der bisherigen Zusammenarbeit mit dem MfS eingehend erklärte die KP

- an ihrer Bereitschaft, inoffiziell mit dem MfS zusammenzuarbeiten, habe sich nichts geändert,

kelt, das den LeserInnen ein Gefühl vermitteln soll, ihren eigenen Sinnen nicht vertrauen zu können. Besonders Frauen, die „oberflächliche" Beziehungen zu Männern wollen, werden abgelehnt. „Allein sexuelle Befriedigung zu suchen, ist ärmlich und vor allem nicht zeitgemäß" (AR, 1980/5/47).

Treue steht über allem als oberstes Gebot. Charakterstärke bewahrt vor dem Fremdgehen. Männer, die nicht treu sein können, sind „Schwächlinge" und Frauen „Memmen" (AR, 1987/3/90).
Die geistige Übereinstimmung der Partner sei die beste Voraussetzung, um mit körperlichen Problemen fertig zu werden.

In der immer wiederkehrenden Diskussion, ob durch Enthaltsamkeit ein körperlicher Schaden entstehen kann, läßt sich – wie bei anderen Fragen auch – die Abwertung der Eigenständigkeit von Frauen erkennen. So werden Frauen zitiert, die meinen, daß es vor allem die Männer seien, „die etwas wollen" (AR, 1979/9/43). Sie könnten gut ohne das „Sexuelle" leben bzw. die großen Abstände durch die Urlaubsregelung von 6 Wochen seien eine willkommene Pause. Zur Bestätigung dieser Meinungen werden wissenschaftliche Untersuchungen hinzugezogen, die bestätigen, daß der Mann der Verlangendere sei. Kurzzeitige Störungen beim Mann in der sexuellen Vereinigung seien kein Grund zu Besorgnis, denn „das ist keinesfalls ein Grund anzunehmen, er habe seine Manneskraft verloren" (Ebenda). Wie die Enthaltsamkeit ertragen wird, „ist eine Frage der ganzen Persönlichkeit… Ein willenstarker, zielstrebiger Mensch mit einem klaren Motiv zur Notwendigkeit des Wehrdienstes kommt besser damit zurecht" (Ebenda). Und welche Probleme hat die Frau mit der Enthaltsamkeit? So ist zu erfahren: „Gefühlskälte oder Frigidität bei einer Frau ist die krankhafte Fixierung, in der geschlechtlichen Gemeinschaft keine Beglückung (Orgasmus) zu empfinden" (AR, 1978/2/36). Die Sexualität der Frau sei viel stärker auf einen konkreten Partner fixiert, während beim Mann die sexuelle Erregung nicht so an eine einzelne Partnerin gebunden ist.

Mit dem Rückgriff auf sexualpsychologische Vorgänge wird die sexuelle Lust von Frauen außerhalb stabiler Beziehungen als oberflächlich und letzten Endes unweiblich bestimmt. Sie könne nur körperlich lieben, wenn sie sich mit dem Mann identisch fühlt. Dem Mann wird suggeriert, daß die Frau ihre sexuellen Affekte und Triebe nur in einer festen Partnerschaft beherrschen kann. Das entspräche gewissermaßen ihrer Natur. Und zu der zählt auch, daß sie Kinder hat.

Dem Mann werden vielerlei Interpretationen angeboten, die es ihm nahelegen sollen, einen Erziehungsauftrag gegenüber „seiner" Frau und der Familie wahrzunehmen. Das kann er aber nur, wenn auch er sich diszipliniert. Wenn er sich dem gesellschaftlichen Auftrag unterordnet, hat er das Recht und die Pflicht, die von ihm repräsentierten Normen von seiner Frau und seiner Familie einzufordern.

Dieses immer wiederkehrende Muster hat die Abwertung von Frauen zur Grundlage. Es stand zu den öffentlichen Verkündungen über die große Rolle der Frauen beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaft und bei der Erhaltung des Friedens in Widerspruch. Es war aber auch eine Rückversicherung an den Mann, daß selbst wenn Frauen den gleichen Beitrag für die Gesellschaft leisten sollten, der entscheidende Unterschied in der Geschlechterdifferenz qua Natur bestehen bleibt.

So wird der Mann dargestellt als in Gedanken bei seiner militärischen Ausbildung, in Sorge, ob die Arbeitskollegen ohne ihn die Planerfüllung schaffen; er sorgt sich um die Militärtechnik und vor allem um seine Leistungen sowie die Kameradschaft in der Männertruppe: „Meine Liebste! Ich habe wieder Ausgang außer der Reihe bekommen und zwar für meine Leistungen im sozialistischen Wettbewerb. Ich war Zweitbester in unserer Gruppe" (AR,1982/8/23).
Und die Liebste? Sie ist in Gedanken immer bei ihm. Natürlich ist sie der Gesellschaft nützlich. Sie ist berufstätig, will studieren, wird aber abgelehnt.
„Du mein Lieber! …mir kam folgender Gedanke: Wir könnten doch dann nächstes Jahr heiraten und ein Kind würde auch ganz schön sein."
Er: „Es wäre schon schön, wenn wir eine Familie wären und auch was Kleines hätten. Es ist bestimmt nicht verkehrt, wenn wir noch während meiner Dienstzeit Zuwachs bekommen würden".
Sie: „Ich bin sehr froh, daß Du Dir auch was Kleines wünschst. Ich dachte schon, Du hättest was dagegen.
Wenn es soweit sein sollte, werde ich stolz darauf sein, daß Du der Vater des Kindes bist. Ich werde alles ertragen und nicht klagen, auch keine Angst haben…" (Ebenda).

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

Renate Ellmenreich
Mitarbeiterin in der Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR, Außenstelle Gera

FRAUENBILD IM MINISTERIUM FÜR STAATSSICHERHEIT DER DDR – MEIN EINBLICK

1. Frauen sind keine einzelne Bevölkerungsgruppe, sondern die Mehrheit des Volkes.
2. Es gab keine besondere operativ-psychologische Strategie gegenüber Frauen.

Jetzt lesen Sie Auszüge aus zwei Maßnahmeplänen und schätzen bitte ein, welcher davon gegen eine Frau gerichtet ist!

Maßnahmeplan A

1. Aufklärung der Verbindungen der Personen A innerhalb der DDR sowie ins kapitalistische Ausland.
2. Differenzierte Prüfung der Mitglieder des Zusammenschlusses auf ihre mögliche inoffizielle Nutzbarmachung.
3. Aufklärung und Verhinderung feindlicher Aktivitäten.
4. Ständige Lagebeherrschung.
5. Einleitung von Verunsicherungsmaßnahmen.
6. Sichtbarmachung strafrechtlicher Handlungen.

Maßnahmeplan B

1. Einschränkung der öffentlichen Wirksamkeit der Person B.
2. Aufklärung der internationalen Verbindungen der Person B.
3. Schaffung offizieller Beweismittel für eine wirksame und intensive Zersetzung.
4. Schaffung weiterer Voraussetzungen zur Beweisführung der Strafbestände...

Ein System, das aus Menschen „negativ-feindliche Kräfte" macht, sieht auch in Frauen nur subversive Führer und Feindpersonen.

Nach dem Artikel 20, Absatz 2 der Verfassung der DDR (von 1968) waren Männer und Frauen gleichberechtigt. Entsprechend der Gesamtgesellschaft wurden Frauen und Männer von der Stasi, zumindest vom Ansatz her, gleich behandelt.(s. Maßnahmepläne). Daß die Praxis dann doch oft ganz anders erfahren wurde, hängt mit dem Frauenbild in der DDR-Gesellschaft zusammen.

Dazu ein kurzer Exkurs
Drei wesentliche tragende Säulen, auf denen der sogenannte realexistierende Sozialismus der DDR (be-)ruhte, waren:

1. Der Patriarchalismus, also eine Gesellschaftsordnung, in der der Mann die Norm ist und aus seiner Sicht die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrscht.
2. Der Paternalismus, also die Politik der fürsorglichen Bevormundung.
3. Die kleinbürgerliche Moral, also das Absolutsetzen einer Lebensnorm, „alle haben gleich zu sein".

Dazu einige Ausführungen:
zu 1. Wie sich das für eine Linke mit Westerfahrung gehört, beginne ich mit einem Marx-Zitat.
„Jeder, der etwas von der Geschichte weiß, weiß auch, daß große gesellschaftliche Umwälzungen ohne das weibliche Ferment unmöglich sind. Der gesellschaftliche Fortschritt läßt sich exakt messen an der gesellschaftlichen Stellung des schönen Geschlechts (die Häßlichen eingeschlossen)."
(Marx an Kugelmann, zitiert aus dem Sammelband „Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der DDR", Leipzig 1978, S. 11)

Einige Zahlen:
Erwähntes Buch bietet eine Menge statistischen Materials an, z. B. über den Anteil weiblicher Mitglieder in der Produktion und im FDGB, in der Volksbildung und in der Volkskammer. In Letztgenannter waren 1971 31,8 % der Mitglieder Frauen. Über den Prozentsatz von Frauen in den politisch entscheidenden Gremien, wie Bezirksparteileitungen, ZK, Politbüro wird keine Aussage getroffen. Dasselbe gilt für den Staatssicherheitsdienst. Ich möchte den Bezirk Gera als Beispiel anführen:
Im November 1989 führte die Bezirksverwaltung Gera 2333 Hauptamtliche, davon 391 Frauen, das sind 16,7 %. Von diesen erreichten gerade 4 Frauen den Status „operativer Mitarbeiter" und zwar im AKG-Bereich zur Einspeicherung von Informationen. Alle anderen waren in den Bereichen Reinigung, Küche und Schreibarbeiten beschäftigt. Eine IM-führende Mitarbeiterin gab es in der Bezirksverwaltung Gera nach bisherigem Kenntnisstand nicht.

In der „Geschichte des DFD", herausgegeben Leipzig 1989, werden die „frauenfeindlichen" Beschlüsse der SED-Parteitage aufgezählt. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit der sozialen Rolle der

Frau in der Produktion und erlassen Bestimmungen, die den Frauen neben Kinderaufzucht und Hausarbeit auch noch die volle Berufstätigkeit sichern sollen. Im Betrieb sind Frauen natürlich besser als zu Hause zu kontrollieren. Außerdem konnte so von den Frauen – als besondere Dankbarkeit für Babyjahr und Haushaltstag – auch mehr vorauseilender Gehorsam und kritiklose Unterordnung unter Parteitags-Beschlüsse erwartet werden. Das Frauenbild dieser Gesellschaft, das Frauen die Rolle der Mutter, der Hausfrau und der berufstätigen Frau gleichermaßen zuschreibt, wurde nicht hinterfragt. Es ging bei der Gleichberechtigung von Frauen also immer nur um die Ermöglichung ihrer Berufstätigkeit, nicht um eine Änderung der gesellschaftlichen und privaten Verhaltensweisen. Wollte eine Frau aber Karriere im Beruf machen, mußte sie sich dazu extrem „vermännlichen", d. h. noch härter, rigider, parteitreuer sein als ihre männlichen Kollegen (Vorbild Margot Honecker). Selbst dann aber wurde sie leicht verdrängt, wenn ein Mann (mit dem entsprechenden Beziehungen) den Platz beanspruchte.

Aus dem Abschlußbericht
eines IM-Vorgangs:
„Nachteilig für die Weiterführung der inoffiziellen Zusammenarbeit wirkte sich die Verehelichung des IM als auch die Zuführung eines männlichen Kollegen in diesem Bereich aus, die eine perspektivische Weiterentwicklung in eine leitende Funktion nicht mehr zuließen." Eine inhaltliche Selbstbestimmung von Frauenfragen aus Frauensicht, wurde als Kritik am Staat aufgefaßt und verfolgt.

zu 2. Diese feudale Hinterlassenschaft äußerte sich in der DDR subtil, aber umfassend. Alle hatten immer noch einen Chef über sich (und die gesamte DDR dann noch den „großen Bruder"), und waren an dessen Weisungen gebunden und bei der Vergabe von Privilegien von seiner Gunst abhängig. Die Unterdrükkung jedweder Selbständigkeit, Mündigkeit und Eigeninitiative begann schon im frühesten Kindesalter. Säuglinge hatten sich mit ihrem Hunger an die Fütterungszeiten zu halten, Kindergartenkinder in ordentlichen Zweierreihen zu gehen und SchülerInnen nur zu reden, wenn LehrerInnen sie fragten und dann auch nur das zu wiederholen, was zuvor gelehrt worden war. Gehorsam war die wichtigste Tugend. Gehorsamsein und vorgeschriebene Leistungen erbringen – dafür gab es Lob und Anerkennung. Und darüber wiederum hatten wir glücklich zu sein. Ich erinnere hier nur an Bettina Wegeners Lied: „Fleißig, reichlich, glücklich".

Das galt für Erwachsene ebenso: Je angepaßter, gehorsamer und unselbständiger, desto besser die Beurteilungen, Delegierungen, Urlaubsplätze usw. Kurz: Der Staat in der Rolle des (feudalen) Landesvaters, der für den Gehorsam und die Treue seiner Untertanen diese auch alimentierte, u. U. förderte, die Unartigen bestrafte und überhaupt am besten wußte, was für die Leute gut war und warum sie nicht reisen durften und warum „Rooming-in" schlecht war und...

Den Frauen in der Mehrheit kam dieses System gelegen. Sie wurden versorgt, statt zu lernen, für sich selbst zu sorgen. Fortsetzung jahrtausendealter Praxis. Das Frauen in ihrem eigenen Menschsein dabei doppelt übersehen wurden, drückt sich bezeichnenderweise auch durchgehend in der Sprache aus. Frauen waren Lehrer, Arzt, Zerspanungsfacharbeiter oder – bei der Stasi z. B. Feldwebel und manche sogar Hauptmann.

zu 3. Über die Auswirkung der herrschenden kleinbürgerlichen Moral auf die Seelen der Menschen ist schon viel gesagt worden. Ich verweise vor allem auf die Auslegung von Hans-Joachim Maaz und Herta Müller. In unserem Zusammenhang möchte ich nur noch darauf hinweisen, daß manch gutes gegenseitiges Verstehen und schließlich Zusammenwirken zwischen Stasi und einigen Kirchenführern ihren Ausgangs- und Treffpunkt in einem ähnlichen Moralverständnis hatte. Wer christlichen Glauben auf Kleinbürgermoral reduziert, kann dann wohl auch die Militarisierung einer Gesellschaft als Friedenswerk ansehen. Ich finde es übrigens bezeichnend, daß – z. B. in Thüringen – 43 Pfarrer sich von der Stasi anwerben ließen, aber nicht eine einzige Pastorin.

Ich komme von meinem Exkurs in die DDR-Gesellschaft zurück zur Stasi und möchte anhand einiger Beispiele aufzeigen, welche operativen Folgen dieses Frauenbild hatte.

IM-Bericht über eine Spitzensportlerin:
„Sie ist kleinlich, naiv, geistig zurückgeblieben. Mit ihrem Mann scheint es keine Probleme zu geben, da er offensichtlich nicht in der Lage ist, ihr Vorschriften zu machen. Sie geht oft allein

mit einer Freundin in Gaststätten, wo sie sogar Alkohol zu sich nehmen. Ihre politische Zuverlässigkeit ist gegeben."

Derselbe IM über eine andere Sportlerin: „Sie tritt arrogant und überheblich auf. Sie stellte die Forderung, daß ihr Ehemann den Haushaltstag nehmen soll."

Die Frau – das ganz andere Wesen – muß so erzogen werden, daß sie dem Mann immer ähnlicher wird. Sie soll ihm vor allem in seiner Funktion als Staatsvertreter gehorchen. Zum Erziehen wurden von der Stasi mit Vorliebe auch Eltern (bei jungen Frauen), Vorgesetzte und Kirchenmänner eingesetzt. Hierarchie war schließlich staatstragend. Überhaupt nicht ertragen konnte sie selbständige Frauengruppen, die keinen männlichen Leiter hatten und ihr eigenes Programm machten:

IM-Bericht:
„Die Frauengruppe in … ist ca. 20 Mann stark. Wer sie leitet, ist unklar. Bisher hat sich weder ein zuständiger Pfarrer noch ein anderer Angehöriger der Kirche (Vikar oder Katechet) blicken lassen."

Am Abend, über den hier berichtet wurde, waren in der Gruppe zwei Theologinnen und mehrere Katechetinnen anwesend.

IM-Bericht über ein autonomes Frauentreffen 1989:
„Beim Betreten des ...-Hauses in ... stellte sich für mich ein schauerliches Bild dar. Auf den Gängen waren Frauen, die sich küßten überall befummelten und machten aus diesen Beziehungen kein Geheimnis."

Das Verhältnis zu Sexualität war bei der Stasi wohl so kaputt und verbogen, wie deren gesamt Psyche: unfähig zu ehrlichen Gefühlen, materialisiert, obszön und dreckig. Auf den Schreibtischunterlagen, in Kalendern und Arbeitsbüchern von Stasi-Offizieren fand ich Serien harter Pornos. Daneben Plakate wie z. B. dem Akt einer Sechs-Zentner-Frau und jede Menge dummgeiler Sprüche. Kostprobe: „Lieber mit der Sekretärin Brust an Brust als mit dem Parteisekretär Schulter an Schulter."

Mit Vorliebe wurde genüßlich im Privat- und Intimleben von Opfern oder Kandidaten herumgewühlt.

Aus der 26-D (also Video-)Beobachtung eines Paares in einem Interhotel; sie IM, er US-Bürger:
„16.45. Nach der Begrüßung und unbedeutendem Wortwechsel trinken sie Wein, N. packt mitgebrachte Geschenke aus. B erhält mehrere Pullover.
17.30 B und N haben ersten GV, anschließend wieder unbedeutender Wortwechsel, dann schlafen sie zwei Stunden.
Um 20.00 gehen beide essen, um 21.00 kehren sie zurück. Es erfolgt zweiter GV."

Mit Vorliebe wurden Frauen als IM geworben, die freundschaftlichen oder intime Kontakte zu Männern im Westen hatten. In umgekehrter Geschlechterfolge funktionierte das kaum. Ich kenne nur wenige Ost-Männer, die Westfrauen liebten, und von denen war keiner bei der Stasi.

Die Interessenlage ist klar: Die Frauen wollten ihre Beziehungen erhalten, die den grauen Alltag etwas verschönten,

die Stasi nutzte das skrupellos aus. Perverser Höhepunkt: das gezielte Anbaggern bewußt ausgesuchter Top-Manager aus den sensiblen Wirtschaftsbereichen durch „klassenbewußte und staatstreue Genossinen" – so vor allem auf der Leipziger Messe und in den Puffs des Rostocker Hafens.

Frauen waren bei der Stasi aber nicht nur hauptamtliche Mitarbeiterinnen und IM und im Volk nicht nur systemstabilisierende Mitläuferinnen, sondern auch Widerstandskämpferinnen und Opfer. Zu diesem Thema können die Betroffenen am besten selbst reden.

Hier zum Abschluß zwei Zitate über bzw. von einer Dissidentin in U-Haft:
„Die Beschuldigte ist charakterlich ausgereift. Sie versucht, ihr Gesicht zu wahren."
Aus dem Vernehmungsprotokoll derselben:
V: Äußern Sie sich zu den Machwerken des NN.
A: Zu diesem Mann mache ich keine Aussagen.
V: Warum nicht?
A: Weil ich ihn liebe.
Die Vernehmung wurde an dieser Stelle abgebrochen.

- sie ist bereit, auch weiterhin mit dem MfS inoffiziell zusammenzuarbeiten und dabei den an ihre Person gestellten Anforderungen gerecht zu werden,

- das Problem der Einhaltung der Regeln der Konspiration wird von ihr akzeptiert und eingehalten,

- die bisherige Zusammenarbeit habe insbesondere ihren "politischen Blickwinkel" erweitert und ihr wichtige neue Erkenntnisse bezüglich der Einschätzung von Personen und Sachverhalten erbracht.

Die von der KP gemachten Ausführungen wurden zum Anlaß genommen, um auf das Problem der schriftlichen Verpflichtung zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS einzugehen. Dabei wurde von seiten des operativen Mitarbeiters die schriftliche Verpflichtung als ein Dokument zur Verdeutlichung der Bedeutung und der Ernsthaftigkeit dieser Zusammenarbeit und gleichzeitig als erneuter Vertrauensbeweis des MfS gegenüber der KP definiert. Ihr wurde verdeutlicht, daß mit dieser Verpflichtung eine qualitativ neue Etappe ihrer Zusammenarbeit mit dem MfS eingeleitet wird. Bezugnehmend auf die bereits gegebene Einschätzung der bisherigen Zusammenarbeit wurde die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, daß die KP auch weiterhin die bisher gezeigte Einsatzbereitschaft, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit beibehält. Im Anschluß daran erfolgte die schriftliche Verpflichtung der KP zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS.

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

Annette Maennel
Red. Weibblick

WARUM HABEN FRAUEN FÜR DIE STASI GEARBEITET?

Seitdem ich darüber nachdenke und versuche, Mosaiksteine aus Erlebten, Erzähltem, aus Akten und Dokumenten zusammenzutragen, träume ich immer wieder zwei Bilder. Im ersten werde ich über diese Arbeit selbst zur „Berichteschreiberin". Ich beobachte nicht mehr mit meinen Augen, sondern nehme diese verkürzte, von Phrasen strotzende Sprache als meine eigene an und arbeite mich an deren Kategorien ab. Im zweiten werde ich gefragt, was ich gemacht hätte, wenn die Stasi mich mit meiner Tochter erpreßt hätte? Ich kenne die Antwort: Sehr viel.

Man kann inzwischen davon ausgehen, daß der aktive Bestand in den Jahren 1988/89 rund 173.000 Inoffizielle Mitarbeiter unterschiedlicher IM-Kategorien betrug. Davon waren rund 10 % Frauen. Für Mielke bedeuteten die IM's das „Kernstück der gesamten politisch-operativen Arbeit des MfS". In jedem seiner folgenden Führungsseminare forderte er seine Leute zur höheren Qualität in Auswahl, Qualifikation und Effizienz von Inoffiziellen Mitarbeitern. Sie sind die Zuträger, Schlüsselfiguren im aktiven tschekistischen Kampf für: „Die entwickelte sozialistische Gesellschaftsordnung braucht die Bereitschaft aller, gemeinsam zu schützen, was gemeinsam geschaffen wurde." Das sozialistische Strafrecht fordert alle auf: „aktiv mitzuwirken, damit Straftaten verhütet, alle Verbrechen und Vergehen aufgedeckt, ihre Ursachen und Bedingungen beseitigt und die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden." Weiter dazu: „Die auf der ständig wachsenden Verantwortung für die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaftsordnung beruhende Bereitschaft der Werktätigen, ihr Interesse und ihre staatsbürgerliche Pflicht, mitzuwirken bei der Sicherung und dem Schutz der DDR vor feindlichen Anschlägen, ist eine entscheidende Kraft für die Lösung der dem Ministerium für Staatssicherheit übertragenen Aufgaben. Je breiter das System der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Werktätigen unserer Republik ist, um so sicherer ist der Schutz des sozialistischen Aufbaus gewährleistet."

Warum zitiere ich diese Passage? Weil sich das MfS mit diesem Leitbild auf die Suche nach geeigneten Kadern begab. Ich führe im folgenden Text nur sehr eingeschränkt drei Frauen an, um auf biografische Momente hinzuweisen.

Und fürwahr, wer sollte nach Beendigung des 2. Weltkrieges, dem zukünftigen Leben in einem antifaschistischen Staat gegen solch eine Sicherung sein? In den Jahren des Aufbaus eines kommunistischen Arbeiter-und Bauernstaates, dem flächendeckenden Einsatz von Neulehrern, der Jugend - und Singebewegung, einer nicht zu unterschätzenden Lust auf eigenes Leben in Frieden und Sicherheit, bot dafür einen idealen Nährboden. Um dem westlichen Wirtschaftswunder etwas entgegenzuhalten, brauchte man erstens ein Feindbild und zweitens eine überaus stark moralisierende Motivation, die zur Ideologie mutierte. Eine Frau, 1931 geboren, schildert ihre Kindheit und Jugend folgendermaßen: „Ich war ein Frühchen, meine Mutter alleinstehend, es war sozusagen aus Versehen passiert... Sie hat sich irrsinnig schwer durchschlagen müssen... Wir wohnten in einem sehr armen Viertel, immer wenn der Kammerjäger kam, die Wanzen wegbrachte, zog ich mal wieder zu meinen Großeltern..." Hier wird von einem sozialen Milieu erzählt, in dem es um das Beschaffen des täglichen Brotes geht. Die Mutter wird als arbeitssame, schwer schuftende, niemals Zeit habende Frau beschrieben, die dann mehr „aus der Not heraus", einen Mann ehelichte, den das Kind nie mögen wird. Sie zieht sich zurück, wird zum glühenden Jungmädchen. „In meiner Familie gab es kaum politische Gespräche." In der Zeit, in der ihre Mutter bei der Post arbeitet, wird sie aufgeschreckt. Ihre Mutter erzählt abends, daß eine vom Postamt ein Päckchen geklaut hat und meinte: „Na, die kriegen Konzertlager!", ... „das war so ein Begriff, war also das KZ gemeint und na ja, mehr habe ich von dieser Sache eigentlich nicht erlebt." Ein Pole kommt am Abend nach seiner schweren Arbeit zu den Großeltern, um Holz zu hacken. Die Großmutter reicht diesem als Dank eine dicke Leberwurststulle. Das Mädchen fragt nach, wieso der Pole dieses kostbare Essen wert sei. Ihre Großmutter erwiderte: „Scher dich 'naus und wenn's meine Jungs im Krieg wär'n, wär ich auch froh, wenn sie irgendwo was zu essen kriegen."
Das Mädchen fühlte sich sehr getroffen und fragte sich, inwieweit ihre Großmutter richtig gehandelt hatte.

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

Nach lang ersehntem Kriegsende schloß sie sich mit noch nicht 14 Jahren der FDJ an, tauchte in das kollektive Miteinander ein: „also wir waren keine Antifaschisten, wir waren einfach junge Leute, die zusammensein wollten". Hier fühlte sie sich zu Hause. Heute weiß sie, daß sie hier geprägt wurde und den Idealen durch Übernahme von Eigenverantwortung folgte. Endlich bekam sie eine Vorschülerinnenstelle. Als erste mußte sie 6.00 Uhr den Kindergarten aufschließen, selbstverständlich war sie am Abend die letzte. Zwischendurch wurde geputzt und gescheuert. 1949 konnte sie zur Ausbildung an die Pädagogische Schule gehen. Relativ schnell traten erste Differenzen zwischen eigenem Gestaltenwollen und dem beschlossenen Kurs der Partei der SED auf. Jedoch erfüllte sie ihre Aufgaben weiterhin begeistert, wechselte in solche Arbeitsstellen, in denen sie gebraucht wurde. Irgendwann trat die Stasi an sie heran. Sie sollte Kontakte zu ihrem ehemaligen Liebhaber wiederherstellen, der jetzt in Kananda in einer Flugzeugwerft arbeitete. Sie machte es,

„ohne den genauen Grund zu kennen." Mit Unbehagen, der Stasi-Mann war ihr unsympatisch. So schnüffelnd, aufgebläht, duzfreundlich. Dem Jetzt-Kanadier täuschte sie brieflich wiederaufgeflammte Liebe vor. Viel mehr passierte nicht. Nach ihrem damaligen Beweggrund gefragt, antwortet sie: „Ich war gegen den Kapitalismus, den hab ich abgelehnt bis zum gehtnichtmehr und da war für mich Sozialismus die bessere Alternative. So. Und diese Alternative war für mich der Strohhalm, man muß alles tun, das besser zu machen – aber, es ist uns ja nicht gelungen". Die Stasi ließ von ihr ab, als ihre einzige Tochter bei einem Fluchtversuch über die Grenze auffliegt. Frauengefängnis Hoheneck bedeutete das für die Tochter. Und niemand will mehr etwas mit der „ich war so eine rote Socke" zu tun haben.

Eine heute vierzigjährige Frau beschreibt ihre Mutter so: „Sie war eine resolute Frau. Ständig unterwegs, ich bekam den Schlüssel unter die Fußmatte gelegt und wußte, sie würde irgendwann am späten Abend zurückkehren. Sie ging zu Ausschüssen, Parteisitzungen, Lehrerkonferenzen, Arbeitsgemeinschaften. Am wohlsten fühlte ich mich, wenn einmal in der Woche ‚Weiberrat' gehalten wurde. Da bekam ich rote Ohren. Die Frauen hatten das Zepter in der Hand".

Sie selbst eifert diesen Vorbildern nach, bezeichnet sich als eine sehr engagierte, bewußt für diesen Staat arbeitende Lehrerin und empfand es als logische Konsequenz, der Staatssicherheit zuzuarbeiten. Für sie war klar: „Ich mußte alles unter einen Hut kriegen, früh habe ich die Kinder mit dem Fahhrrad bei Wind und Wetter in den Kindergarten geschafft, nachmittags abgeholt, zwischendrin den Hausbau, ständige Sitzungen, Schulvorbereitungen. Da muß eins ins andere greifen. Gab es ein Problem, wurde dieses gelöst. Ich habe immer versucht, arbeitsam und ehrlich zu sein. Ich wollte, daß diese Gesellschaft lebt und unsere Kinder so erziehen, damit sie diese weiterhin gestalten können."

Frauen, die die Nachkriegsjahre selbst oder über ihre Mütter vermittelt bekamen, werden von einem ausgeprägten Selbstbewußtsein getrieben, die Gesellschaft mitzugestalten. Die Erfahrungen des Krieges haben ihnen gezeigt, wie selbstbestimmt und eigenverantwortlich sie für sich und andere handeln konnten und mußten. Für die Ostzone gab es keinen Marshall-Plan, dafür Alliierte, die gute Wissenschaftler, Ingenieure, Techniker rausschafften. Gebraucht wurde jede/r einzelne, um die gewaltigen Schwierigkeiten der Wirtschaftsplanung und das Abtragen der Kriegsschuldenlast bewerkstelligen zu können. Es ging um den Aufbau einer eigenen Grundstoffindustrie und um die Erweiterung der Produktions-und Investitionsgüter. Frauen werden als Arbeitskräfte gebraucht und mit der populären Losung des 1. Fünfjahrplanes: „So wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben", als Reservoir genutzt. Das Selbstwertgefühl der Frauen steigt weiter, als sie dem Mann 1946 durch die sowjetische Militäradministration gleichgestellt werden. 1947 erhält jede/r gleichen Lohn für gleiche Arbeit. In der ersten Verfassung der DDR von 1949 werden all die schönen Dinge plus das Recht auf gleiche Bildung , die Untersagung jeder Diskriminierung unehelicher Kinder und ihrer Eltern, gleiche Rechte in der Familie, festgeschrieben.

Auf der 2. Parteikonferenz 1952 heißt es in einem Diskussionsbeitrag zur Gleichberechtigung der Frau: „Jetzt ist der Augenblick da, wo der Arbeiter und die Frau die Trägerinnen des Sozialismus sein können und sein müssen. Es gilt deshalb, eine große Aktivität unter den Frauen zu entwickeln. Es gilt, aus der unpolitischen Frau die politisch denkende zu formen. Die Masse der Frauen muß mobil gemacht werden für die Ideale, die uns zur endlichen Befreiung in einer fernen, aber friedlichen Zukunft leuchten".

Gläubig erfüllen sie ihre Aufgabe und entsprechen damit dem idealen Werbungsgrund für eine inoffizielle Stasitätigkeit. Manche Beurteilung seitens des MfS liest sich dann so: „Der IM besitzt einen klaren politischen Standpunkt und sehr gute Kenntnisse in M/L..."

Ein anderes Denken reduziert sich innerhalb dieser Ideologie auf „feindliches" Denken. An allem, was nicht gelingt, ist der Klassenfeind schuld. Er sabotiert die Verwirklichung des Sozialismus, er schmuggelt „falsches" Gedankengut – dagegen steht der Kampf mit allen Mitteln und Methoden. Für diesen Schulterschluß mit dem Mann dankt der Staat den Frauen mit Kindereinrichtungen, Haushaltstagen. Und einige Frauen danken es ihm mit ihrer Verpflichtungserklärung für das MfS: „Ich werde alle mir zur Kenntnis gelangten Informationen, die sich gegen die staatlichen Interessen der DDR und anderer Staaten richten, sowie über die Ergebnisse mir

erteilter Aufträge in mündlicher, schriftlicher oder anderer geeigneter Form dem MfS mitteilen…"

1982 – eine andere Geschichte. Bei einer heute 28jährigen Frau, nahm der Vater die zentrale Rolle innerhalb der Familie ein. Er selbst ‚qualifizierte' sich vom Musikwissenschaftler zum Berufsoffizier. Zu Hause galt nur die Meinung des Vaters, diktatorisch herrschte er über seine Frau und seine Kinder, so daß denen jede Frage im Hals stecken blieb und es zu keinem Gedankenaustausch kommen konnte. Abgeschirmt vom Wahrnehmen sozialistischer Realität, in einer Wohngegend, in der vorrangig Offiziersfamilien untergebracht waren, hielt sich der Vater konsequent an den Befehl: kein Westfernsehen zu sehen. Das Kind erlebte sich als Einzelgängerin, fand wenig Freundesanschluß in der Klasse, hielt sich bei Diskussionen im Hintergrund. In der achten KLasse wurde die Frage des Berufswunsches aktuell: „Ich wußte nicht so recht was ich machen sollte, ich hatte schon immer meine Problem zu wissen, was ich will. Und, da war eben die Möglichkeit noch zwei Jahre länger zu machen. Da hatte ich ja bis zur 12. Klasse Zeit. Und zu der Zeit wollte ich Journalist oder Sprachwissenschaftler werden." Ihre Freizeit verbrachte sie ausschließlich in der GST beim Fliegen. Hier fand sie die ersehnte Kameradschaft, hier konnte sie sich beweisen. Die Staatssicherheit trat mit dem Wunsch an sie heran, über ihre ‚Sportsfreunde' Einschätzungen zu schreiben. Zur Aufklärung feindlicher Machenschaften in ihrem Land. Das ist es. Euphorisch sah sie sich als Kundschafterin, als ‚gebraucht' und ‚wichtig'. Für diese Ehre, die ihr damit die Machthabenden entgenbrachten, tat sie alles. Ihr Selbstbewußtsein erhielt Auftrieb, ihr Führungsoffizier schenkte ihr „Sonjas Rapport". In der Erweiterten Oberschule sollte sie sich unter eine Gruppe innerhalb der Klasse mischen, die sich „Schwerter zu Pflugscharen" an den Jackenärmel genäht hatten. Ständig befielen sie Zweifel, wieso sie für die Stasi so wichtig war, was an ihren Informationen, die sie selbst als harmlos beschreibt, so interessantes sein sollte. Mit Prickeln im Bauch lief sie abends zu den konspirativen Treffen. Ihr Führungsoffizier bemerkte die Unsicherheit, sein eigener Vorgesetzter, ein älterer Mann, der auf sie sehr vertrauenserweckend und klug wirkte, konnte sie ermuntern, weiterhin zu arbeiten. Ihr jetziger Berufswunsch – Offizier. „Ich fuhr jeden Tag mit der S-Bahn. Da sah in die Soldaten in den Uniformen, sie wirkten auf mich so fröhlich, so voller Kameradschaft und außerdem muß man sich mit einer Uniform nicht jeden morgen für seine Klamotten entscheiden." Sie wollte irgendwo dazugehören und fühlte sich während der Ausbildung beim Militär als Frau geduldet, jedoch nicht akzeptiert…

Es haben Frauen aus der Kirche, aus der Kultur, aus dem Büro, als Ärztin für die Staatssicherheit gearbeitet. Manche habe mehr, andere haben weniger dafür getan. Nur von denjenigen, die noch einen Funken Zivilcourage besitzen und sich erinnern wollen, wird man erfahren, welche Beweggründe sie in dieses Netz getrieben haben.

Ende dieses Jahres wird eine Studie zum Thema „Frauen zwischen Alltag und Konspiration" vorliegen

BStU
000132

Dabei traten von seiten der KP keinerlei Probleme bzw. Fragen auf. Die Verpflichtung wurde von ihr ohne Bedenken geschrieben. Für die weitere Zusammenarbeit wurde von seiten der KP der Deckname "Alexandra" gewählt.

3. Einschätzung

Es kann eingeschätzt werden, daß die Zielstellung des Treffs erreicht wurde. Die KP brachte ihre Bereitschaft zur weiteren inoffiziellen Zusammenarbeit mit dem MfS zum Ausdruck. Die Verhaltensweisen der KP im Rahmen des geführten Werbungsgesprächs sowie bei der unmittelbaren schriftlichen Verpflichtung stimmten mit den von der KP bisher gezeigten überein. Probleme traten dabei nicht auf.

Aufgrund der Verhaltensweisen und Äußerungen der KP kann eingeschätzt werden, daß sich die KP intensiv mit dem Gedanken der inoffiziellen Zusammenarbeit beschäftigt hat und bereit ist, den im Rahmen dieser Zusammenarbeit an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

Dr. Günter Grau
wiss. Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin der Charite, Humboldt-Universität zu Berlin

Erpressbar und tendenziell konspirativ

Die „Bearbeitung" von Lesben und Schwulen durch das MfS

„Ich kann mich noch erinnern, bei dieser ersten Versammlung in Philippus, also der erste öffentliche Abend – im August (1983 – G. G.) war das, und Philippus ist ein Kirchengemeindehaus, was mitten in einer Kleingartensiedlung steht, so daß du nur von zwei Seiten einen Zugang hast und die ziemlich klar und übersichtlich sind – kam eine Frau ganz aufgeregt reingestürzt und sagte, sie geht sofort wieder, denn auf beiden Seiten stehen Autos und das sitzen Männer drin, wir werden also beobachtet und damit möchte sie nichts zu tun haben, sie möchte keine Schwierigkeiten mit dem Staat kriegen."[1] Die Beobachtung war richtig. Demonstrativ hatte die Staatssicherheit Präsenz gezeigt, als sich lesbische Frauen zum ersten Mal in der zur Kirchengemeinde Berlin-Weissensee gehörenden Philippuskapelle versammelten, um den Arbeitskreis „Lesben in der Kirche" zu gründen. Was die Frauen nicht wissen konnten, war, daß der sie unterstützende Gemeindepfarrer längst observiert wurde. Er habe versucht, wie es in einem von der Stasi-Kreisdienststelle Weißensee verfaßten Bericht zur OPK „Kaplan" heißt, „…insbesondere die Randgruppen der Homosexuellen, Lesben und Punker, dem kirchlich getarnten politischen Untergrund … zuzuführen und sie … zu negativ-feindlichen Handlungen zu inspirieren."[2] Und was den Frauen auch entgehen sollte: In der Folgezeit wurden drei „inoffizielle Mitarbeiter" (IM) im Leitungskreis „Lesben in der Kirche" installiert.

Der Vorgang ist kein Einzelfall. Bereits ein Jahr zuvor hatte die Staatssicherheit Alarm geschlagen. Auf Kirchentagen zum Lutherjahr 1983 hatten schwule Männer und lesbische Frauen erstmals öffentlich Akzeptanz und Gleichberechtigung gefordert. Bei Gemeinden in Leipzig, Magdeburg und Berlin gründeten sie Arbeitskreise Homosexualität. In den Gruppen wurde über persönliche Probleme, über die gesellschaftliche Situation diskutiert. Es wurde aber auch schlicht und einfach Freizeit organisiert: Feten, Wanderungen, Diskussionsabende und Kulturveranstaltungen. Dem staatlichen Sicherheitsdienst waren alle Aktivitäten im hohen Maße suspekt. „Zusammenfassend ist einzuschätzen", heißt es im Dezember 1983 in einer Operativinformation, „daß die politisch-operative Lage unter homosexuellen Personenkreisen (…) durch die zunehmende Tendenz zum örtlichen und überörtlichen Zusammenschluß gekennzeichnet ist, wobei krirchliche Kreise diese Tendenzen fördern und unterstützen. Die zu den Organisatoren derartiger Zusammenschlüsse vorliegenden personenbezogenen Hinweise und Informationen (…) sowie die von ihnen verfolgten Ziele und Absichten kennzeichneten die Versuche, homosexuell veranlagte Personen zusammenzuführen und zu organisieren als Erscheinungsformen politischer Untergrundtätigkeit"[3]. Damit war die Richtung angegeben und zugleich aber auch eine Zäsur markiert.

Weil sich homosexuelle Männer und Frauen in kirchlichen Räumen trafen, weil sich die junge westdeutsche Schwulen- und Lesbenbewegung für die Situation in der DDR zu interessieren begann,[4] also Westkontakte bestanden und weil Homosexuelle einen hohen Anteil der Ausreisewilligen stellten, wurden sie von nun an als Sicherheitsrisiko eingestuft und nachrichtendienstlich bearbeitet. Mit dem Jahresende 1983 begann die systematische Observierung der schwulen und lesbischen Arbeitskreise, ihrer besonders aktiven MitarbeiterInnen, aber auch als Treffpunkte von Schwulen und Lesben in der Subkultur. Die Staatssicherheit setzte dazu alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel und Methoden ein. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich lediglich punktuell, das heißt nur in Einzelfällen für das Thema Homosexualität bzw. für homosexuelle Männer und Frauen interessiert. Aufgrund des sozialen Stigmas Homosexualität erpreßte sie lesbische Frauen und schwule Männer – vor allen in den sechziger und siebziger Jahren, als von einer Liberalisierung noch nicht die Rede sein konnte – zu Spitzeldiensten. Sie trat aber auch in Aktion, wenn es darum ging, politische Gegner als homosexuell zu denunzieren und auf diese Weise mundtot zu machen. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang der Prozess gegen den ehemaligen Justizminister der DDR, Max Fechner. Er wurde im Juli 1953 verhaftet, als Feind der Partei und des Staates aus der Partei ausgeschlossen. Nach zweijähriger Untersuchungshaft wurde er am 25. Mai 1995 wegen „Boy-

kotthetze" nach Art. 6 der DDR-Verfassung und wegen „homosexueller Vergehen" nach §175 StGB zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt (später anmestiert). Der vor dem Obersten Gericht der DDR geführte Prozess ist – nicht nur was die zuletzt genannte Anschuldigung betrifft – in seiner politischen Infamie bestürzend. Hingewiesen sei auch auf den Fall des Fluchtopfers Günter Litfin. Er hatte am 24. August 1961 versucht, den Humboldt-Hafen vom Ostberliner Bezirk Mitte zum Westberliner Bezirk Tiergarten zu durchschwimmen. Dabei war er von Grenzpolizisten erschossen worden. Die „(Ost-) Berliner Zeitung" vom 31. August 1961 kommentierte die Proteste aus Westberlin u. a. mit der diffamierenden Behauptung: „...Dieses arbeitsscheue Element, das unter dem Spitznamen ‚Puppe' in homosexuellen Kreisen in Westberlin bekannt war und seit dem 13. August im demokratischen Teil nach Opfern Ausschau hielt, hatte sich seiner Festnahme durch die Volkspolizei zu widersetzen versucht, war in den Humboldt-Hafen gesprungen und dabei ums Leben gekommen."[5] Beide Beispiele lassen darauf schließen, daß die Staatssicherheit Informationen zugeliefert hat, wenn sie nicht sogar – wie im Fall Fechner – der Drahtzieher war.

Eine enge, wenn auch sporadische „Zusammenarbeit" läßt sich vor 1983 vor allem mit zwei Bereichen feststellen,

- der Kriminalpolizei, und hier vor allem mit dem Derzernat I des Präsidiums der Deutschen Volkspolizei und den ihm nachgeordneten Diensteinheiten auf Bezirks- und Kreisebene sowie
- der Hygieneinspektion beim Ministerium für Gesundheitswesen bzw. mit den Bezirks- und Kreishygiene-Inspektionen.

Im ersten Fall war die Staatssicherheit hauptsächlich interessiert am Zugriff auf die bei Dientstellen der Kripo angelegten Karteien von homosexuellen Personen. Erfaßt waren hier (vorwiegend) homosexuelle Männer, die die Kripo aus Anlaß eines Gewaltverbrechens (räuberische Erpressung, Körperverletzung, Tötungsverbrechen, Mord) an Homosexuellentreffpunkten überprüft hatte.[6]

Was die Hygieneinspektionen angeht, so waren für das MfS vor allem die Personaldaten zu homosexuellen Männern und ihren Partnern interessant, die bei Kreis- und Bezirkshygiene-Inspektionen im Zusammenhang mit der Verhütung und Behandlung von Geschlechtskrankheiten gesammelt wurden. Beispielsweise erhielt im Oktober 1975 der Kreishygienearzt von Neubrandenburg, Dipl.-med. R. B. – für das MfS arbeitet er als IM unter dem Decknamen ‚Sinnhe Sase' – von der Stasi-Kreisdirektion Neubrandenburg den Auftrag, „die Aufstellung über Homosexuelle in Neubrandenburg voranzutreiben."[7]

Im Gegenzug schlug er vor, dafür u. a. eine Arbeisgruppe (mit einem Vertreter des VPK/ Abtlg. K) zu bilden. Ihre Aufgabe solle sein „...durch den Aufbau und ständige Weiterführung einer Kartei eine laufende Auskunfsbereitschaft über nicht angegebene Kontaktpersonen abrufbar zu speichern ... Zusätzlich würde dadurch eine zentrale Dokumentation zur Erkennung von Gruppenbildungen und Zentren (von Homosexuellen – G. G.) ... geschaffen werden."[8]

Umfang und weitere Einzelheiten der „Zusammenarbeit" mit den Hygieneinspektionen konnten bisher nicht ausfindig gemacht werden. Daß es sich bei den Vorgängen in Neubrandenburg wohl kaum um einen Einzelfall gehandelt haben wird, läßt sich aus der auffälligen Prallelität zu einem Vorgang in Berlin schlußfolgern. Für den einstigen Stellvertreter des Oberbürgermeisters, den Stadtrat für Innere Angelegenheiten, Günter Hoffmann, waren homosexuelle Männer „kriminalitätsverdächtig", sie würden „asoziales Verhalten" begünstigen. Auf seine Anregung hin begann 1977 der vom Dienst suspendierte, einstmals höchste Kriminalbeamte Ost-Berlins, Gerhard Fehr, eine spezielle Untersuchung. Als soziologische Studie legendiert, erhält er Zutritt zur Station für Geschlechtskrankheiten des Klinikums Berlin-Buch und kann auf dort vertraulich verwahrte Personaldaten homosexueller Männer zurückgreifen.

Als Ergebnisse seiner Arbeit empfielt er u. a.: „die Entwicklung und das weitere Verhalten der homosexuellen Personen in der Hauptstadt der DDR zu beobachten und zu registrieren und durch ständige Übersichten und Einschätungen ihrer Tätigkeiten unter Kontrolle zu halten. Von Bedeutung für die Ordnung und Sicherheit ist ferner, die Treffpunkte, die Lokale und Veranstaltungen dieser Personengruppe zu kennen und Maßnahmen der Informationsabschöpfung einzuleiten." Fehr konnte Personaldaten von etwa 4000 Schwulen Berlins auswerten. Er promovierte 1983 mit der zur Geheimdissertation erklärten Arbeit an der Sektion Kriminalisitik der Humboldt-Universität.[9]

So bedrohlich im Einzelfall derartige Aktivitäten für die Betroffenen gewesen sind, es muß beobachtet werden, daß bis Ende 1983 die Aktivitäten des MfS zur Oberservierung Homosexueller insgesamt begrenzt waren. Sie beschränkten sich auf Einzelpersonen. Vielfach reagierte die Staatssicherheit lediglich reaktiv auf einzelne Wahrnehmungen oder an sie herangetragene Vorgänge.

Ende 1983 kommt es zu einer grundsätzlichen Veränderung. Vor dem Hintergrund einer starken oppositionellen Bewegung in der VR Polen, die auch auf die benachbarte DDR abstrahlt und die dort vorhandenen Öko-, Menschenrechts- und Friedensgruppen in ihren Bestrebungen nach Veränderungen der verkrusteten Strukturen bestärkt, geraten die sich in ihrer Nachbarschaft ansiedelnden Lesben- und Schwulengruppen zunehmend unter Druck. Im Dezember 1983 verfügt das MfS einen Maßnahmeplan. Unter dem drögen Titel „Grundsätzlich politisch – operative Aufgabenstellung zur Verhinderung des politischen Mißbrauchs homosexuell veranlagter Personen…" enthält er u. a. folgende Festlegungen:

- Erarbeitung konkreter Hinweise zu homosexuell veranlagten Personen unter Nutzung von Kontakten zur Kripo, aber auch zu Ärzten, Psychologen, Ehe- und Sexualberatern
- Gewinnung von Schwulen und Lesben als inoffizielle Mitarbeiter
- Nutzung vorhandener IM (v. a. D. im kirchlichen Bereich), um den innerkirchlichen Widerstand gegen die homosexuellen Gruppen zu stärken
- oberative „Bearbeitung" der Organisatoren und Inspiratoren.[10]

Diese Maßnahmepläne wurden in den folgenden Jahren konsequent umgesetzt und im Sinne einer höheren Effizienz ergänzt. Im Frühjahr 1985 verfügt der Stellvertreter des Ministers, Generaloberst Mittig, daß im Rahmen der Bekämpfung politischer Untergrundtätigkeit die Bildung einer Homosexuellenorganisation in der DDR zu verhindern sei.[11] Die Anweisung bleibt bis Ende 1989 gültig.

Die nunmehr gegen Lesben und Schwule in Anwendung gebrachten Methoden stimmen im wesentlichen mit jenen überein, die der Staatssicherheitsdienst zur Bearbeitung des politischen Gegners anwandte. Freilich muß betont werden, daß sich die Maßnahmen nicht global etwa gegen alle Schwule oder Lesben der DDR richteten. Nicht der einzelne Schwule oder die einzelne Lesbe schienen gefährlich, Gefahr witterte die Staatssicherheit ausschließlich bei jenen, die sich politisch in den genannten Gruppen organisiert hatten. Sie seien vom Gegner leicht zu beeinflussen, da – so die Behauptung – Homosexuelle generell erpreßbar seien und sich tendenziell konspirativ verhalten würden.

Jeder Versuch außerhalb bestehender Strukturen etwas gemeinsam zu unternehmen, kam in der Phantasie der Stasi bereits einem Hochverrat gleich. Deshalb wurde in den Großstädten die Szene durchleuchtet, wurden Gruppen und Einzelne observiert, wurde penibel Buch geführt über Ansichten und Absichten, Kleidung und sexuelle Abenteuer. Während sich weder SED und FDJ noch staatliche Stellen für die Probleme der Homosexuellen interessierte, setzte im Augenblick, als sich immer mehr Gruppen in der gesamten Republik gründeten, die systematische Bespitzelung ein. Handschriften und Klappensprüche wurden penibel verglichen, um die Urheber zu ermitteln. Treffpunkte wurden überwacht und szeneübliche Spitznamen enttarnt, Wohnungen und Beziehungen registriert. Selbst die Teilnahme an einer Hausfete, an einem Faschingsball konnte – sobald bekannt war, daß der oder die Veranstalter ein vorwiegend homosexuelles Publikum geladen hatten – langfristige Überwachungsmaßnahmen auslösen.

Formal zuständig innerhalb der Struktur des MfS war generell die Hauptabteilung XX, genauer ihre Abteilung 9, ein Querschnittsressort für (im Sinne des MfS) strukturell nicht eindeutig zuzuordnende Aufgaben. Hier waren 1983 bis 1984 zwei Instrukteure hauptsächlich (später neben anderen Aufgaben) mit „Fragen der Observierung und Zersetzung" der Homosexuellenbewegung beschäftigt. Eine spezielle strukturelle Gliederung für Homosexuelle (Referat, Hauptsachgebiet oder Sachgebiet) hat es nicht gegeben. Die konspirativ gewonnenen Erkenntnisse zur Lage in den homosexuellen Gruppen, zu ihren Vorhaben und Aktivitäten erhielt die HA XX sowohl von inoffiziellen Mitarbeitern als auch durch offizielle Verbindungen der nachfolgend genannten Abteilungen: 1 (u. a. Gesundheitswesen, Staatsapparat, Justiz), 2 (u. a. Jugendpolitik/FDJ), 4 (Kirche), 7 (Kultur und Massenmedien), der bereits erwähnten Querschnittsabteilung 9 sowie von den entsprechenden Abteilungen der Bezirksverwaltungen.[12]

Ausgewertet wurden alle verfügbaren Informationen durch die Arbeits- und Kontrollgruppe der HA XX. Sie hatte zeitweise 54 Mitarbeiter, davon beschäftigte sich (neben anderen Aufgaben) je ein Mitarbeiter im Arbeitsbereich I (Analyse und Information) und im Arbeitsbereich II (Manuelle Speicherung) mit Problemen der Arbeitsgruppen von Schwulen und Lesben.

In Analysen, Arbeitshinweisen und Berichten reagierten die HA XX auf die Dynamik, die die Bewegung mittlerweile erreicht hatte, auf die allgemeine politische Situation und entschied nach Maßgabe von Strategie und Taktik, wieviel Freiheit gerade möglich war, um die Eskalierung eines Konfliktes an dieser „Front" zu verhindern. Bildete die konspirative Observierung, die Zerstörung von Zukunftsplänen und massive Eingriffe in die Biographien Einzelner die verborgene Seite der Medaille, so setzte Mitte der achtziger Jahre eine spürbare Verbesserung ein: An der Humboldt-Universität wurde eine interdisziplinäre Forschungsgruppe ins Leben gerufen, wissenschaftliche Tagungen wurden gemeinsam mit Wissenschaftlern und Vertretern der Gruppen veranstaltet und Bücher zum Thema erschienen. Schließlich informierten auch Zeitungen über die Situation der Homosexuellen, es durften Kontaktanzeigen veröffentlicht werden.

Ende der achtziger Jahre waren Lesben und Schwule stolz auf das, was sie durch ihr Zusammengehen erreicht hatten. Doch waren die meisten Erfolge nicht in öffentlichen Auseinandersetzungen erstritten. Sie wurden – gerade um eine öffentliche Eskalierung zu verhindern – im Vorfeld möglicher Konflikte von Staats wegen zugestanden. Eine gesellschaftliche, vielleicht kontroverse Diskussion, die bestehende Vorurteile thematisiert und aufgebrochen hätte, gab es nicht, solange die Staatssicherheit die Regie führte. Tatsächliche Schritte zur Emanzipation sind jedoch nicht ohne öffentliche, und das heißt politische Auseinandersetzung, ohne Veränderung der Gesellschaft zu erreichen. Diese Lehre aus einem abgeschlossenen, wenn auch noch nicht in allen Einzelheiten historisch aufgearbeitetem Kapitel der Geschichte bleibt auch für die Gegenwart aktuell.

[1]) Marinka K. in einem Interview mit dem Verfasser. Sept. 93

[2]) Einleitungsbericht zum OPK „Kaplan". MfS, KD Weißensee, Referat Innere Sicherheit. Berlin, den 10. 4. 84. BStU, BV Berlin, E 201 (nicht fol.)

[3]) Zit. nach MfS, BV Magdeburg, Abtlg. XX. Magdeburg 30. 10. 83. Information über erkannte Pläne und Aktivitäten zur Sammlung homosexueller Personen in einer „alternativen Bewegung" nach westlichem Vorbild und deren Mißbrauch zur Durchsetzung politisch-negativer und feindlicher Ziele (nicht fol.)

[4]) Beispielsweise hatte die Redaktionsgruppe L74 der westdeutschen Lesbenzeitung „Unsere kleine Zeitung" am 20. 10. 1983 einen offenen Brief an Erich Honecker zur Situation und den Problemen Homosexueller in der DDR veröffentlicht (Nachdruck in: tyz v. 23. 11. 1993)

[5]) Vgl. dazu: Berner, D., Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Mauer-opfer benutzte. In: Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte, H. 4, 1990, S. 38–41 (zit. S. 39)

[6]) Sowohl die Exisitenz dieser Karteien bei der Kripo als auch die Arbeit der Stasi mit diesen Karteien wird heute von ehemals leitenden Mitarbeitern des Mfs heftig bestritten. Dabei gibt es genügend Hinweise darauf, daß sie existiert haben. Aufgrund eines noch unter der Regierung de Maiziere erlassenen Gesetzes soll die Mehrheit jener personenbezogenen Datensammlungen allerdings vernichtet worden sein. So erhielt der Autor auf eine Anfrage nach dem Verbleib der Homosexuellenkarteien der Ostberliner Kripo von der Westberliner Senatsverwaltung für Inneres am 28. 11. 1990 folgenden Bescheid: „...Die Polizei hatte von der ehemaligen Deutschen Volkspolizei lediglich eine (manuell geführte) ‚Kartei der festgestellten Personen an Homosexuellentreffpunkten in Friedrichshain' übernommen. ... Diese Kartei hat der Polizeipräsident in Berlin bereits vernichtet. Wir können allerdings nicht ausschließen, daß es die von Ihnen beschriebenen Datensammlungen gegeben hat und diese bereits von der Volkspolizei vernichtet oder aber an einen anderen Ort gebracht wurden, auf den die Berliner Polizei keinen Zugriff hat..." Zur Arbeit der Staatssicherheit mit diesen Karteien vgl. beispielsweise das Dokument: MfS, BV Berlin, Abtlg. IX Spezialkommission, Analysen der im Rahmen des Tötungsverbrechens (geschwärzt) gewonnen Erkenntnisse zu Homosexuellen. BStU/BV Berlin A 1047/1048, Sig. 74

In der weiteren Zusammenarbeit wird es insbesondere darauf ankommen, den IM an die unmittelbare Personenaufklärung und Personenbearbeitung heranzuführen sowie die sich im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit ergebenden operativen Möglichkeiten noch umfassender zu nutzen.

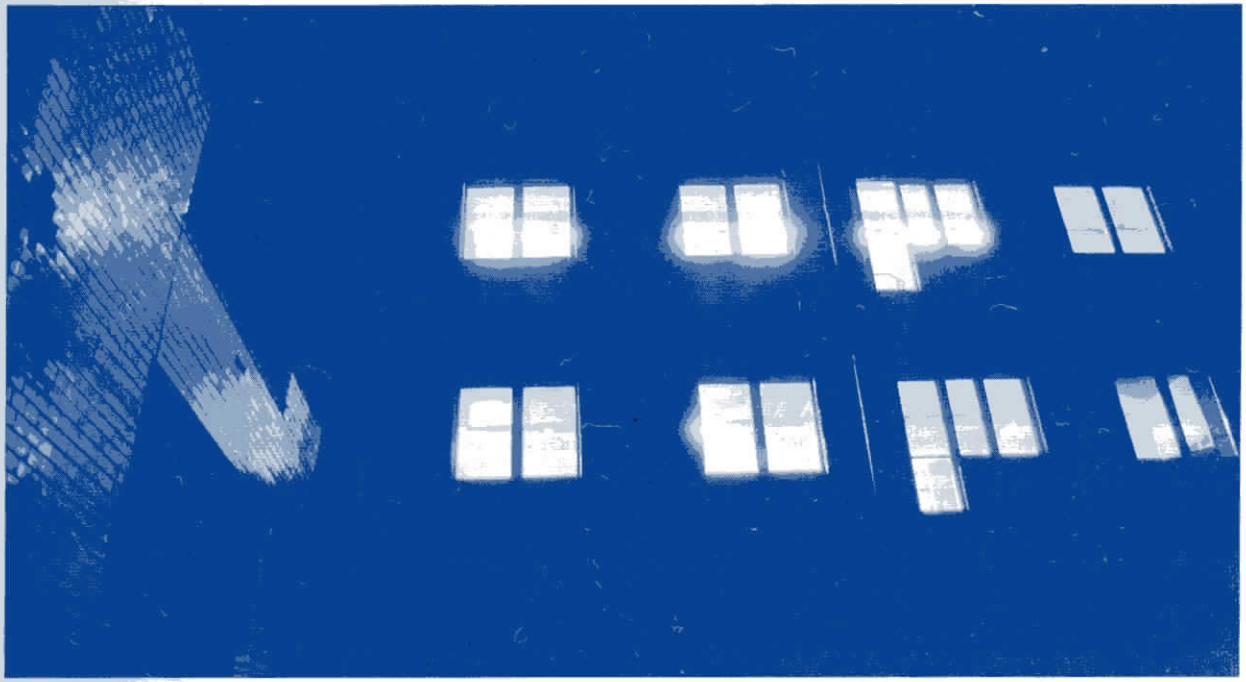
Die Voraussetzungen dafür sind aufgrund der charakterlichen Veranlagung der KP, ihre politische Zuverlässigkeit sowie ihrer Kontakte in beruflicher und freizeitmäßiger Hinsicht gegeben.

4. Vereinbarungen und Aufträge

Es wurde vereinbart, daß sich der operative Mitarbeiter im Oktober (Urlaub) telefonisch bei dem IM meldet, um einen neuen Treffpunkt zu vereinbaren.

Der IM erhielt den Auftrag, die Seminarleitertätigkeit im Priems zur Schaffung operativ interessanter Kontakte zu nutzen sowie über die in positiver und negativer Hinsicht auffallenden Seminarmitglieder Personeneinschätzungen vorzubereiten (gedanklich).

Neuberger
Leutnant



[7]) BStU/Neubrandenburg AIM 1403/86, Bd. II, fol. 92

[8]) Ebenda, fol. 100

[9]) Fehr, G., Zu einigen Aspekten der Entwicklung der Risikogruppe der männlichen Homosexuellen und der Risikogruppe der kriminell gefährdeten, nicht lesbischen weiblichen Jugendlichen und Jungerwachsenen in der Hauptstatt der DDR. Dissertation A, Sektion Kriminalistik, Humboldt-Universität Berlin 1983 (zit. S. 118). Vgl. dazu auch: Bedrohungsvisionen im Bereich der Sicherheitsorgane der DDR. Vortrag zur Tagung „Homosexuelle als Sicherheitsrisiko", Halle 8.–10. Oktober 1993. Unveröffentl. Manuskript.

[10]) MfS, BV Magdeburg, Abteilung XX, 30. 11. 83, a. a. O., S. 7

[11]) MfS, Stellvertreter des Ministers. Berlin, 21. 3. 85. Die weiteren Aufgaben zur Durchsetzung der Dienstanweisung 2/85 des Genossen Ministers zur vorbeugenden Verhinderung, Aufdeckung und Bekämpfung politischer Untergrundtätigkeit. Referat zur Dienstkonferenz vom 20. März 1985, S. 24

[12]) Alle Angaben nach einer Mitteilung des ehemaligen Leiters der AKG der HA XX, W. Sch., vom 13. 2. 94 an den Autor. In einem von BStU veröffentlichten Strukturschema werden die Aufgaben der HA XX/9 anders ausgewiesen. Dabei ist jedoch zu beobachten, daß es sich hierbei – worauf ehemaliger hauptamtliche Mitarbeiter des MfS verweisen – lediglich um den Entwurf einer Struktur für das MfS handelt. Vgl.: BStU,. die Organisationsstruktur des Ministeriums für Staatssicherheit, vorläuferiger Aufriß nach dem Erkenntnissstand von Juni 1993. Reihe A: Dokumente, Nr. 2, Berlin 1993, S. 112

Marinka Körzendörfer
Journalistin

MEHR SCHEIN ALS SEIN

„Gegebenfalls kann zur Isolierung der Körzendörfer ihre bisher im Kollektiv nicht bekannte lesbische Veranlagerung genutzt werden." – Zitat aus den schriftlich fixierten Maßnahmen des MfS zur „Verhinderung der Bildung einer feindlich personellen und ideologischen Basis sowie Zerschlagung einer vorhandenen politisch-negativen Konzentration" im Berliner Verlag. Das war 1985. Die KollegInnen, die mir sympathisch waren, wußten schon längst von meiner „lesbischen Veranlagerung". Sie hatten wohl vergessen, die IM des Verlages zu informieren. Im übrigen war ich zeitlich zufällig, zweieinhalb Wochen vor der Notiz über die angedachte Isolierung, dieser durch eine „Selbstoffenbarung" am Frühstückstisch des Kollektivs zuvorgekommen. Ich hatte ihnen von der Zuführung meiner Lesbengruppe durch die „Genossen der Volkspolizei" bei dem Versuch, unsere lesbischen Schwestern in der Gedenkstätte des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück zu ehren, konkret berichtet.

Einige Einzelheiten meines damaligen Lebens habe ich jetzt in den Akten der Staatssicherheit, Titel „Homo Berlin", nachgelesen. Es war wie ein Blick von draußen auf vergangene Zeiten. Ich hatte Angst davor, in die Stasi-Akten zu schauen. Die Angst ist vorbei. Das allein ist es schon wert, in diesen bald vergilbten, teilweise verdammt schlecht lesbaren Seiten und Zetteln zu blättern. Ab Sommer 1983 hatte ich Kontakt zum Berliner Arbeitskreis „Lesben in der Kirche" – glücklicherweise zeitgleich zu meinem Coming Out – und war seit 1984 in ihrem Vorbereitungskreis (in anderen Gruppen Leitungskreis genannt). Wir arbeiteten gemeinsam, lebten dicht bei- und miteinander, liebten, stritten und haßten uns. Unabhängig von aktuellen Gefühlen füreinander waren wir uns im Vorbereitungskreis – dem „harten Kern" – sehr nah. Wir hatten eine Intimität innerhalb der Gruppe, wie ich sie nie wieder erlebt habe und manchmal heute vermisse. Hier war unsere höchste Verletzbarkeit und wie ich jetzt weiß, unsere größte Chance.

Im September vergangenen Jahres hörte ich auf einer Tagung zum Thema „Homosexuelle und Stasi" zu meinem Erschrekken, daß auf die sich gründende Gruppe „Lesben in der Kirche" zwei bis drei IM anzusetzen seien. Sie haben es nicht geschafft. Die IM-Berichte in der Akte „Lesben in der Kirche" sind selbst bei ihren korrekten Fakten an den Äußerlichkeiten hängengeblieben. Die Mutmaßungen und Deutungen sind so weit von uns entfernt, daß zum Teil nicht mal unsere Vornamen stimmen.

Nach den mir vorgelegten Akten scheint es der Staatssicherheit vor allem um zwei Dinge gegangen zu sein. Zum ersten um die Wahrung des Scheins. Das harmonische Bild der DDR, die Einheit von Partei und Bevölkerung, durften nicht beeinträchtigt werden. Vor der Erregung öffentlichen Aufsehens hatten die Herren immer wieder die größte Angst. Besonders viele Mitarbeiter und Kameras kamen zum Einsatz, wenn wir als Gruppe Aktionen außerhalb der Gemeinderäume unternahmen. Mit Bedauern mußte ich in den Berichten lesen, daß wir uns manchmal „vorbildlich" verhielten: wir erregten kein Aufsehen. 1984 hatten wir unseren ersten Versuch unternommen, der Lesben zu gedenken, die in den faschistischen KZ leiden mußten. Aus dem Bericht über unseren Besuch in Ravensbrück: „Da sich zum Zeitpunkt des Aufenthaltes der Gruppe keine weiteren Besucher in der Gedenkstätte befanden, erlangten die dargelegten Aktivitäten keine öffentliche Wirksamkeit." Damit es auch so bliebe: „Sowohl die Schleife und die Kerzen als auch der in das Gästebuch eingetragene Text wurden unmittelbar nach Museumsschluß entfernt." Über unseren Versuch, an der öffentlichen Gedenkveranstaltung zum 40.Jahrestag der Befreiung des KZ Ravensbrück teilzunehmen, fehlt leider der Vollzugsbericht der Bezirksverwaltung Postdam. Dabei sind wir 11 Lesben dort durchaus öffentlichkeitswirksam von cirka 30 Bereitschaftspolizisten zugeführt worden.

Eine zweite Frage, die den Sicherheitsorganen überaus wichtig war, war die nach den intellektuellen Führungskräften. Wieder und wieder versuchten sie, für sich festzustellen, woher wir unsere Anregungen bekamen, wer vor allem die inhaltliche Leitung innehatte. An diesem Punkt hatten wir es den Sicherheitsnadeln nun wohl sehr schwer gemacht. Immer wieder unterschrieb eine andere Frau die von uns gemeinsam verfaßten Briefe

an staatliche, kirchliche und andere Stellen. Immer wieder unterschrieb eine andere Frau als erste unsere jeweilige Eingabe. Einzig IMB „Richard Heinze" bemerkte einmal, daß der Vorbereitungskreis der „nicht genehmigten Vereinigung" aus neun gleichberechtigten Personen bestehe. Die Treffen des Vorbereitungskreises fanden reihum in unseren Privatwohnungen statt. Da nun aber innerhalb unseres Vorbereitungskreises – nach dem was ich lesen konnte – keine IM plaziert werden konnte, wußten sie nie so recht, wo wir uns trafen. Vielleicht hat uns dies vor Abhörgeräten in der Treffwohnung geschützt. Wir hatten es auch längst unterlassen, bei den Abenden des Arbeitskreises „Lesben in der Kirche" die Mitfrauen des Vorbereitungskreises namentlich vorzustellen.

Bewußt oder unbewußt schienen wir, mit ihren wachsamen Augen gesehen, konspirativ zu handeln. Dabei haben wir unsere Gedanken bei den zweiwöchentlichen Arbeitskreistreffen in den Räumen der Gethsemane-Gemeinde, die ja öffentlich waren, auch offen ausgesprochen.

Den Aufzeichnungen der Staatssicherheit nach waren wir nicht als Einzelfrauen, nicht als Lesben an sich gefährlich. Nicht unsere Gedanken, sondern ihre mögliche Wirkung bereitete ihnen Furcht. Deshalb interessierte sie die Frage der Führungsperson. Könnte diese ruhiggestellt werden, so wäre auch die Gruppe still, überlegten die „Organe" wahrscheinlich. Ein Mittel zur Ruhigstellung war die Erlaubnis zur Ausreise. Dank der Sturheit von Partei und Regierung stellte zu meinem Schmerz eine nach der anderen ihre Ausreise in die BRD. Wir haben viel Geist und Kraft durch die permanente Ausreise verloren. Die Ausgereisten hätten mit der Zeit den Vorbereitungskreis „Drüben" wieder aktivieren können.

Vieles von dem, was ich mir erhofft hatte, in den Akten zu finden, war nicht vorhanden. Ich entdeckte keinen Vermerk darüber, woher sie wußten, daß wir uns in der CSSR mit einer der Ausgereisten treffen wollten. Wir wurden damals an der Grenze 24 Stunden festgehalten, stundenlang befragt und eine von uns mußte nun mit einem PM 12 in der Tasche zurück. (Für die Westgeborenenen unter uns: Ein PM 12 war so eine Art Ersatzzettel für den Personalausweis, der mit einigen Auflagen verbunden war. Mit einem PM 12 kam frau auch nicht in die damals sonst mit einem Personalausweis erreichbare CSSR; die wichtigste Treffmöglichkeit für Ostverbliebene und Neuwestlerinnen.)

Weder unser mehrseitiges Grundsatzpapier war trotz eines Vermerkes: „siehe Anlage", noch unsere Programme waren vollzählig abgeheftet. Dabei hatte ich so darauf gehofft. Mir fehlen nämlich einige Programme. Unser historisches Bewußtsein war damals nicht sonderlich ausgeprägt.

Ich fand ebenso nicht, was nun der eigentliche Grund für die Überwachung meiner Post war, nur die Notiz vom Oktober 1984 „bereits eingeleitet". Mir fehlte ebenso die Vorlaufakte zu meiner Person. Noch im Sommer 1989 hatte ein Herr Berger versucht, mich für eine Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit zu werben.

Belustigend und gleichzeitig enttäuschend waren für mich auch solche Vermerke wie der vom November '85, daß eine X nicht bekannt sei, obwohl sie genau diese X im April '85 bereits als unsere neue Leiterin „festgestellt" hatten. Schlechte Arbeit, kann ich da nur sagen. Vielleicht habe ich ihr System noch nicht durchschaut. Ich hatte solche Angst davor, in die Akten zu schauen. Dabei war es oft lächerlich, was ich zu lesen bekam. Wer kommt bei einem Aetz-Vortrag schon auf einen AIDS-Vortrag? Der Schluß von Michel oder auch Mikel Angelo auf Michelangelo ist da schon leichter ziehen. Nun ja, wenn die Allgemeinbildung halt nicht ausreicht, dann führt die Schreibweise nach dem Hörensagen eben zu solchen Stilblüten.

Gesucht habe ich in den Akten nach Hinweisen zum spezifischen Umgang der Staatssicherheit mit Frauen im allgemeinen und uns Lesben im besonderen. Bis auf den zu Beginn erwähnten Überlegungen, mich im KollegInnenkreis zu isolieren, indem gezielt über meine „lesbische Veranlagung" informiert wird, habe ich nichts gefunden. Vielleicht entdecken andere Lesben mehr, finden neue, bisher unbekannte Details. Im übrigen ist es perfide, in einer Gesellschaft, die mehr durch Homophobie als Akzeptanz gegenüber lesbischer Lebensweise gekennzeichnet ist, Frauen im KollegInnenkreis durch die gezielte Information über ihre „lesbische Veranlagung" zu isolieren. Gut, sie hatten sich bei mir dafür die Falsche ausgesucht. Doch wieviel andere haben sie damit eingeschüchtert, kaputtgemacht? Selbst wenn es keine Einzige war, die sie damit „geschafft" haben: Allein der Gedanke

daran klingt schon wie ein Hohngelächter der Verordner auf die sozialistische Menschengemeinschaft.

P. S.: Meine hier notierten Gedanken zur Akteneinsicht sind noch sehr unsortiert. Sie entstanden nur wenige Tage nach den Stunden im Leseraum der Gauck-Behörde. Ich weiß auch noch lange nicht die Klarnamen der wenigen IM. Auch wenn sie nicht nahe an uns dran waren, habe ich ihre Nennung beantragt. Schon weil ich bei einem Decknamen zum Beispiel auf zwei mögliche Personen kam. Wahrscheinlich ist es dann die fünfte. Und warum sollte ich die beiden ersten falsch in Erinnerung behalten?

Dr. Ursula Plog

VERTRAUEN IST GUT

Über den Mißbrauch der Psychiatrie durch den Staatssicherheitsdienst der DDR

In der DDR gab es einen Lehrstuhl für „Operative Psychologie" – hier konnten sich Stasi-Mitarbeiter das für ihren Job nötige Herrschaftswissen aneignen, indem sie mit sozialpsychiatrischen Techniken vertraut gemacht wurden. Sie lernten zum Beispiel, wie Vertrauensbeziehungen funktionieren, um das Vertrauen der ihnen untergeordneten Inoffiziellen Mitarbeiter ausnutzen zu können. – Ursula Plog, Vorsitzende der 1992 gegründeten Kommission zur Aufklärung des Mißbrauchs der Psychiatrie durch die Stasi, zeigt in ihrem Beitrag, wie die Funktionalisierung der Psychologie und Psychiatrie zur Pathologie des Gesellschaftssystems und der Menschen in der DDR beitrug.

Eine mir bekannte Frau, die psychisch krank war und als Inoffizielle Mitarbeiterin (IM) der Stasi gearbeitet hat, erzählte mir, daß sie, wann immer sie es brauchte, ihren Führungsoffizier anrufen konnte. Der habe dann Gespräche mit ihr geführt und sie stabilisiert. Ganz ähnliches sagte mir ein Mann, der oft depressive Phasen hatte und ebenfalls als IM arbeitete. Diese beiden Menschen brachten mich zunächst auf die Idee, daß Teile der Kriseninterventionen in die Arbeit der Staatssicherheit eingeflossen sind, so daß gewissermaßen in der Führung von Inoffiziellen Mitarbeitern sozialpsychiatrisches Wissen zur Anwendung gelangte. Wie könnte ich das belegen?

Sei Anfang 1992 gibt es in Berlin eine Kommission zur Aufklärung des Mißbrauchs der Psychiatrie durch die Staatssicherheit, deren Vorsitzende ich bin. Diese Kommission ist entstanden, weil sich Patienten vielfach mißtrauisch gegenüber der alten Psychiatrie geäußert hatten. Sie klagten einzelne Behandler an, aber auch das ganze System. Sie hatten ihr Vertrauen in das System stärker verloren, als es bei psychisch kranken Patienten üblich ist. Da wir davon ausgingen, daß ein autonomes Ich als Kläger nicht zur Verfügung steht, wählten wir die Möglichkeit der Bildung einer Kommission, um die Beschwerden der Patienten zu prüfen.

Um unsere Arbeit aufnehmen zu können, machten wir in Zeitungen darauf aufmerksam und forderten sowohl psychiatrische Patienten als auch psychiatrisch Tätige auf, sich an uns zu wenden, falls sie meinten, zum Thema beitragen zu können. Bisher sind etwa 100 Briefe eingegangen, ausschließlich von Patientinnen und Patienten.

Verdrängung, Opportunismus und Existenzangst

Zu Beginn unserer Tätigkeit sind wir in die psychiatrischen Krankenhäuser Berlins gegangen, um den Mitarbeitern von unserer Arbeit zu erzählen. Wir hatten

die Hoffnung, daß es Menschen gäbe, die uns von ihren Verstrickungen oder denen des Fachs erzählen würden. Ich muß sagen, daß ich gelegentlich aufkommenden Zorn zurückdrängen mußte, um die Höflichkeit, zu der wir uns verpflichtet hatten, zu wahren. Soviel Unschuld und Unwissenheit waren aufgrund all dessen, was wir damals schon wußten, völlig unwahrscheinlich. Und immer, wenn wir nur den Versuch machten, an Wissen und an Bewußtes zu appelieren, wurden uns Beweise abverlangt.

Es wurde uns schnell deutlich, daß hier Verdrängung, Opportunismus und Existenzangst eine dicke Mauer des Widerstandes gegen jegliche Aufklärung bildeten, durch die wir mit den Mitteln des Gesprächs nicht durchkommen könnten. Schuld und Schuldahnung waren sicher begleitende Motive. Bei manchen unserer Gesprächspartner war es sicher auch Unschuld und Unwissen; oder ein Versuch, nicht selbstverräterisch zu werden.

Der aufflackernde Zorn, die eigene Überzeugung und der Wunsch, den Beweis nicht schuldig bleiben zu wollen, um die Patientinnen und Patienten nicht Lügen zu strafen und vor allem nicht zu entmündigen, ließ uns unsere aufkeimende Mutlosigkeit und unsere Schwäche überwinden.

Wir gehen von folgender Hypothese aus: Psychiater, Psychotherapeuten und Psychologen stehen mit ihrem Wissen an einer sehr heiklen Stelle zwischen Individuum und Gesellschaft. Gerade in dieser auf Vertrauen in ganz besonderen Maße angewiesenen Helfer-Patient-Beziehung kommt es darauf an, daß die Bilder und die Gefühle stimmen. Psychisch Kranke sind die Schwächsten der Gesellschaft. Psychiatrie ist die labilste Disziplin im System der Medizin. Psychiatrie, Psychotherapie, Psychologie bewegen sich an den Nahtstellen zwischen Individuum und Gesellschaft, das heißt, sie tragen auch zur Stimmung der Bilder und Gefühle bei. Wenn hier Funktionalisierung nachzuweisen wäre, ließe sich vielleicht Zugang zu den Fragen finden, wie ein Staatssystem wie das der DDR seine Fassade so lange aufrechterhalten konnte. Auch ließen sich Muster der sozialen Krankheit, die dahintersteckt, aufzeigen.

Der Widerstand der psychiatrisch Tätigen gegen die Beantwortung unserer Fragen richtete sich gegen individuelle Schuldahnungen und Verstrickungen. Das ist eine Ebene. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung dieses Widerstandes waren die Kommissionsmitglieder mit der Vermutung konfrontiert, sie wollten sich als Jäger und Schuldzuweiser bestätigen. Es war nicht ganz leicht, sich davon nicht blenden zu lassen, sondern eine Ebene zu finden, die uns eine weitere Arbeit ermöglichte.

Zunächst sei erwähnt, daß auch auf der Basis des Verdachtes und der Suche nach einzelnen IM Recherche stattfindet, vor allem um die individuelle Verstrickung und ihre Auswirkung im psychiatrischen System zu beschreiben.

Wir haben jedoch immer wieder festgestellt, daß die Tätigkeit der Inoffiziellen Mitarbeiter nur einen geringen Ausschnitt der Verstrickung zwischen Staatssicherheitsdienst und Psychiatrie darstellt und daß es auch für andere Bereiche gilt, Belege zu finden.

Zunächst möchte ich den Mißbrauch der Psychologie und seine mögliche Auswirkung auf das Behandler-Patient-Verhältnis in der Psychiatrie beschreiben. Dabei geht es mir nicht um einzelne Patientenschicksale, auch nicht um Ausgrenzungspraktiken, sondern ich will versuchen, einigen Aspekten der eigenen Abwehr nachzugehen, um näher an das „Unbewußte" heranzukommen.

Verlust der Biographie und der Gefühle

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Patienten uns vielfältige Bilder gesellschaftlicher Unterdrückung vermittelt haben: von Quälstuben war die Rede, von Mord, von willkürlichen Einweisungen in die Psychiatrie an Staatsfeiertagen der DDR, von Medikamenten und anderen Versuchen, von zu starken und zu langen medikamentösen Behandlungen, von Menschen, die sich in den Suizid oder in die psychische Krankheit getrieben fühlten, von systematischem Psychiatrisieren. Insgesamt haben die vielen Begegnungen und Berichte in mir Bilder assoziiert, die mit den Bildern von Konzentrationslagern zu tun hatten: grau, entfleischt, in verzweifelter stummer Bewegung von erkennbaren, im einzelnen nicht zuzuordnenden Gliedmaßen, ohne Zeit. Zusammengenommen heißt das wohl: der eigenen Biographie und der eigenen Gefühle verlustig gegangen. Worte, die Patienten in der DDR dafür hatten, war „beklappert" (das ist, in eine Anstalt eingewiesen zu sein) und „bestempelt". Deutlich zu sehen ist hier die

Mißachtung des Einzelnen, die Angst, die Kontrolle und die Psychiatrisierung als Grenzverlust zwischen innen und außen.

Es gab immer wieder Zeiten, da wollte ich das Thema verlassen; meine Abwehrbilder hatten zu tun mit Esprit, Licht und Helligkeit, Erotik, Genuß, auch mit Abstand. Ich will auch erwähnen, daß ich mich im Laufe des Jahres immer mal wieder bis ins Knochenmark bedroht fühlte. Aus der Wahrnehmung der Angst lernte ich, wie sehr die Herrschenden die Aggression der Beherrschten fürchteten.

„Zum Wesen des Vertrauens"

Schon länger hab ich Lehrmaterial und Studienmaterial der Hochschule des Ministeriums für Staatssicherheit in Potsdam. Inzwischen ist das Material mit Hilfe des Archivs der Gauck-Behörde vollständiger geworden. In dieser Hochschule gab es einen Lehrstuhl für Operative Psychologie. Im Lehrmaterial, das sich mit den sozialpsychologischen Grundlagen für Analyse und Entwicklung von sozialen Beziehungen zwischen Menschen in der politisch-operativen Arbeit beschäftigt, finden sich folgende Passagen:

„Zum Wesen des Vertrauens in die zwischenmenschliche Beziehung

In der politisch operativen Tätigkeit wird in der Regel von Vertrauensbeziehungen zwischen operativen Mitarbeitern und Inoffiziellen Mitarbeitern gesprochen. Dabei ist anzustreben, daß der Inoffizielle Mitarbeiter dem offiziellen Mitarbeiter volles Vertrauen entgegenbringt, während der offizielle Mitarbeiter in seinem Verhältnis zum Inoffiziellen Mitarbeiter, das in der Regel durch ein begründetes Vertrauen auf Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Inoffiziellen Mitarbeiters charakterisiert ist, vor allem den Sicherheits- und Kontrollaspekt nicht außer acht lassen darf.

Das Wesen des Vertrauens wird folgendermaßen definiert: Vertrauen ist die subjektive Widerspiegelung einer von Zuneigung bestimmten Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen, die sich aufgrund gegebener äußerer Bedingungen sowie komplexer und individuell verschiedenartiger psychischer Erscheinungen entwickelt und zu einer Bevorzugung des Partners in vielen Lebensbereichen führt."

Dazu werden mehrere Wesensmerkmale aufgezählt:

„Vertrauen ist in diesem Sinne das subjektive Abbild einer positiv erlebten Partnerbeziehung, die sich von Beziehungen der finanziellen Abhängigkeit, von Beziehungen verwandtschaftlicher Art, von Beziehungen äußeren Drucks und anderer Zwänge unterscheidet (...) Gerade im Verhältnis von inoffiziellem Mitarbeiter und operativ interessierender Person ist (diese) Einseitigkeit des Vertrauens unbedingt zu wahren."

Ein zweites Wesensmerkmal orientiert sich darauf, wie Vertrauen entsteht:

„Je nach den vorliegenden Umständen entwickelt sich Vertrauen schnell oder langsam, nimmt Stabilität an und verfestigt sich oder bleibt latent bei langfristiger Kontaktunterbrechung bzw. löst sich auch nach veränderten Bedingungen wieder auf. Vertrauen entwickelt sich innerhalb sozialer Gruppen. Außerdem auch in Abhängigkeit von bestehenden Gegennormen. So ist festzustellen, daß es oft der Außenseiter in der Gruppe ist, der sich als nicht vertrauenswürdig erweist oder der selbst anderen auch kein Vertrauen entgegenbringt. Diese Tatsache muß z. B. in der Bearbeitung von Gruppen bei der Einführung Inoffizieller Mitarbeiter bedacht werden."

Als drittes Wesensmerkmal wird aufgeführt, daß Vertrauen zu einer Bevorzugung des Partners in einer Vielzahl von Lebensbereichen führt:

„Diese Bevorzugung eines Partners durch den anderen drückt sich zunächst darin aus, daß ein Partner, der Vertrauen zu einem anderen aufgebaut hat, in entsprechenden Situationen mit einem relativ stabilen, vor allem einstellungsmäßig bedingten Verlassen auf den Partner reagiert. Dies geschieht auch dann, wenn aktuelle Informationen über die Partner und die konkrete Situation nur bruchstückhaft vorliegen. Somit ist die Anwendung von Vertrauen auch immer an bestimmte soziale und materielle Risiken gebunden. (...) Dieses Risiko, enttäuscht zu werden, kann nur dadurch eingeengt werden, indem immer wieder Bestätigungen für das Gerechtfertigtsein von Vertrauen durch die Beschaffung und Wertung entsprechender Informationen erlangt werden. Diese Bevorzugung des Partners ist in einem engen Zusammenhang zu den sozialen Bedürfnissen der Partner nach sozialer Aner-

Hauptabteilung II/6 Berlin, 28. Dezember 1987

BStU
000223

Abschlußbericht
IMS "Alexandra" - XV/5473/81

Der inoffizielle Kontakt zum IMS "Alexandra" wurde in gegenseitigem Einvernehmen aufgrund der Aufnahme einer Tätigkeit als politischer Mitarbeiter der SED-Bezirksleitung Berlin eingestellt. Zum IM bestand von März 1981 bis Januar 1987 ein stabiler Kontakt.

Dem IM kann eine klassenmäßge parteiliche Haltung bescheinigt werden, was sich auch in der Erfüllung übertragener operativer Aufgaben dokumentierte.

Der IM war in der Lage, personenbezogene Aufträge als auch qualifizierte Stimmungs- und Meinungsinformationen zu erarbeiten

Zugute kam ihr dabei ihre Kontaktfreudigkeit und Menschenkenntnis sowie ihre berufliche Tätigkeit im FDJ-Bezirkssingezentrum sowie ihr Freizeitinteresse für Kunst und Literatur.

Bereitwillig fertigte der IM auch schriftliche Berichte.

KOPIE BStU

Leben nicht gewachsen fühlte, ihren Führungsoffizier anrufen: ein Krisendienst rund um die Uhr, personenbezogene Kontinuität, eine Vertrauensbeziehung.

Und ein mir bekannter Mann konnte sich in seinen depressiven Zeiten immer aussprechen. Er wurde zu solchen Gesprächen in eine ihm angenehme Umgebung gebracht; es waren immer die selben offiziellen Mitarbeiter da, sie hatten viel Zeit und sprachen mit dem Mann als „Herr Doktor".

Ich denke, die exemplarischen Belege zeigen, daß und in welchem Umfang psychologisches Wissen mißbraucht wurde. Eindeutig scheint mir belegt, daß tiefe, fundamentale, lebensnotwendige Gefühle von Menschen ausgebeutet wurden. Ihr Vertauen wurde gewonnen und mißbraucht. Wissen und Institutionen, von denen man Hilfe erwartet und von denen Hilfe ausgeht, wurden zur Zerstörung benutzt.

„Kolonialisierung der inneren Natur des Menschen"

Zerstört wurden Menschen, vor allem aber die Idee des authentischen Diskurses und des Vertrauens zwischen Menschen. Daß es keinen authentischen Diskurs gab, hatte Auswirkungen auf alle und nicht nur auf die, die den ausbeuterischen Diskurs führten. Es entstanden eine paranoide Kommunikation und damit pathologische Diskurse, die die Menschen im Sinne der Persönlichkeitsbildung beeinflußten.

Bei dieser Ausbeutung der Gefühle von Menschen handelt es sich durchaus um eine „Kolonalisierung der inneren Natur des Menschen". Diesen Begriff habe ich bei Mario Erdheim gefunden. Da mit den fundamentalen Bedürfnissen der Menschen nach Anerkennung, Angstreduktion und Sicherheit manipulierend gearbeitet wird, findet eine Besetzung statt.

Der Staatssicherheitsdienst benutzte öffentlich zugängliches Wissen, um seine Macht zu etablieren. Aber die Anwendung geschah im Geheimen. So ist ganz sicher von vielen unserer Gesprächspartner anzunehmen, daß sie während der DDR-Zeit nicht einmal von der Existenz der Hochschule Potsdam wußten – von manchen ist anzunehmen, daß sie es jetzt vorziehen, nichts gewußt zu haben.

Der geheime Umgang mit Wissen strukturiert auch den öffentlichen Umgang mit Wissen, und ich möchte – schlußfolgernd – betonen, daß möglicherweise in dem Mißtrauen der Patienten gegen ihre Behandler nicht nur ein berechtigtes oder unberechtigtes Mißtrauen gegen einzelne Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes zum Ausdruck kommt, sondern daß hier das Mißtrauen gegen bereits paranoide Kommunikationsstrukturen seinen sozialen Ort und seine tiefe Berechtigung hat.

„Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit: Wie tief die Herrschaft ins Individuum eindringen kann, hängt von den Abwehrmechanismen ab, derer es zur psychischen Bewältigung, und das bedeutet hier vor allem zur Unbewußtmachung der nicht direkt abführbaren Aggression sind, die die Beherrschten verspüren, aber nicht äußern dürfen, desto „primitivere", ontogenetisch frühere Abwehrformen müssen eingesetzt werden und desto tiefer kann die Herrschaft in deren Unbewußtes eindringen. In der für die Festsetzung der Herrschaft im Inneren des Individuums notwendigen Unbewußtmachung der Aggression liegt die treibende Kraft zur gesellschaftlichen Produktion von Unbewußtheit." (Erdheim)

Das heißt für meine Überlegungen folgendes: Wenn der Diskurs in der beschriebenen Weise verrückt war, so verunmöglicht die regressive Abwehr die Auflehnung. In der Psychose fallen innere und äußere Verfolger zusammen und werden teilweise identisch. Insofern ist Psychose nicht als Auflehnung zu verstehen, jedoch als Situation, in der gesellschaftlich Relevantes sich repräsentiert. Gleichzeitig brauchen diejenigen, die in dieser Weise hilflos geworden sind, echte Hilfe und authentisches Vertrauen, um ihre Ichgrenzen wieder herstellen zu können. In dem Mißtrauen der psychisch Kranken gegen ihre Behandler drückt sich die tiefe Not aus, einen Platz für einen authentischen, vertrauensvollen Dialog zu finden. Da das Diskurs-System okkupiert war, gab es wohl kaum einen Ort, an dem man sich ohne Angst anvertrauen konnte. Psychiater haben dazu beigetragen, an der Nahtstelle zwischen Individuum und Gesellschaft den authentischen und vertrauensvollen Diskurs zu zerstören.

Abschließend möchte ich noch einen Hinweis geben, wie die an Konzentrationslager erinnernden Bilder aufgelöst werden können. Zum einen gibt es in der psychotischen Regression sicher

die Angst vor der Vernichtung, zumindest die Angst, Versuchskaninchen zu sein. Auch hier sind reale Anteile nachweisbar. Zum anderen, und das halte ich für bedeutsamer, legitimierte sich die DDR-Herrschaft immer als antifaschistisch. Die, die sich gegen sie aufzulehnen versucht hätten, sind leicht in Verdacht zu bringen. Da mit der Konfrontation eines solchen Verdachtes aber ein Tabu berührt wird, entstehen Schuldgefühle, die gewissermaßen tiefer in die Regression hineintreiben. In der DDR war die Psychiatrie ein Staatsgeheimnis – und gleichzeitig war sie, anders als vielleicht die Institutionelle Schule, nach dem Krieg nicht einem gesellschaftlichen Wandlungsprozeß unterworfen.

Wir haben nach dem Dritten Reich lange gebraucht, um seine Wirkungen zu beschreiben und zu fassen, so grauenvoll waren die Taten. Die DDR hat eine lange Zeit bestanden, wir können uns jetzt schon mit den Auswirkungen des Systems befassen. Das, was es zu erkennen gibt, ist auch grauenvoll. Erst aus der Wahrnehmung dieses Grauens können wir erahnen, wie schwer ermeßlich das Grauen aus dem Dritten Reich ist. Jürgen Fuchs hat einmal in bezug auf die DDR vom „Auschwitz der Seelen" gesprochen. Das ist überspitzt – und dennoch sind Seelen zerstört worden. Wir sollten das, was es zu erkennen gibt, erkennen wollen. Nicht, um es zu brandmarken, sondern um einen Spiegel zu haben, in dem wir sehen können, wie es um uns bestellt ist.

FRAUEN UND STAATSSICHERHEIT

Gabriele Eckart
Schriftstellerin

Die Männer und die Herren

Die Mitteilung, du seist ein IM gewesen, ist ein Schock, als würde dir gesagt, du seist HIV-positiv. Entrüstet wirfst du die Arme in die Höhe: Ausgeschlossen! Dann fällt dir ein: Was war das damals… Du büffeltest in der kleinen Stube für die Abiturprüfungen. Klapptest ungeduldig das Mathematikbuch zu. Mag Herr Vogt mir eine Zwei geben. Holtest dein Lieblingsbuch vom Regal, rezitiertest lauthals: Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen, und einen Herbst zum reifen Gesange mir, daß williger mein Herz, vom süßen Spiele gesättigt, dann mir sterbe…
Ein Entgrenzungserlebnis, auf das du jedesmal zurückgreifst, drohen dich die Kleinstadt und die tägliche Routine zu ersticken. In diesem Augenblick klopft es. Der ältere Dicke aus der Stube, der sich dort seit deiner Kindheit mittwochs mit anderen Männern traf, gleichsam auf Zehenspitzen. Was für verrücktes Zeusch. Seine Stimmbänder hören sich an, wie mit Mehl betäubt. Du erklärst. Reichst ihm das Buch. Er lächelt. Mädel, weißt du, die Feinde des Friedens und Sozialismus. Er hält eine lange Rede. Und dann sagt er: Unser Staat. Bei diesem Wort wird mir zumute wie heute in Kirchen, wenn Schwarze singen. Etwas unterschreiben? Du nickst: Selbstverständlich. „Schweigeverpflichtung" ist alles, dessen du dich entsinnst. Der Deckname? Sie müssen ihn dir in der Behörde vor die Augen legen, bevor du es glaubst. Plötzlich begreifst du, weshalb du seit Jahren kein Hölderlin-Gedicht mehr zu lesen vermagst. Den geliebten Band nahmst du, als du aus dem Land flohst, zu meinem Erstaunen nicht mit.

Sag nicht, du ahntest nicht, daß irgendetwas nicht mit rechten Dingen zuging. Stiegst du mit Mutti das Treppenhaus hoch und ihr mußtet euch bei Frau Meschwitz auf dem Wischlappen die Füße abtreten, sagte jene: Welch eine Männerwirtschaft heute wieder! und Mutti verfärbte sich, als empfinge sie insgeheim Liebhaber. Dabei betrat Mutti mittwochs die große Stube nie, bevor die Männer gegangen waren. Unfroh klapperte sie stundenlang in der Küche mit Töpfen. Kaum waren die Männer fort, einer nach dem anderen, in Abständen von zehn Minuten (und Frau Meschwitz sorgte dafür, daß sie alle noch einmal auf den Wischlappen treten mußten), riß Mutti die Fenster auf, als hätten sie Ketten geraucht. Dabei rauchte keiner… Wie oft drücktest du das Ohr ans Schlüsselloch. Arbeitskollegen, die ein wichtiges Projekt beraten, gab der Vater Auskunft. Er arbeitete im Rat des Kreises. Du glaubtest es. Nur: Warum sprechen sie so leise? Sogar der Vater dämpft seine Polterstimme, rufen sie ihn hinein. Wie angestrengt du auch lauschst, allenfalls ein Name hin und wieder, Leute aus der Stadt, den einen oder anderen kenntst du. Mit den Jahren wird es langweilig, über die Männer nachzudenken. Sie gehören zu deinem Leben wie der tägliche Schulbesuch und die Jahreszeiten. Kommt ein Neuer, zeigtst du ihm die Stelle im Flur, wo der Kloschlüssel hängt, sagst: Eine Treppe tiefer, das hintere. Sie bedanken sich. Alle lächeln, die einen gönnerhaft, die anderen verlegen. Triffst du einen auf der Straße und begrüßt ihn, scheint er dich zu deiner Verwunderung nicht zu erkennen. Selbst daran gewöhnst du dich mit der Zeit.

Mit 18, sagt der Westdeutsche, weiß man, was das Wort Staatssicherheit bedeutet. Dies muß ich dir zugestehen, du wußtest es nicht. Ihr saht kein Westfernsehen. Nicht mal die Abkürzung Stasi hätte dir etwas gesagt. Und die Schulkameraden? Die sprachen kaum mit dir. Eigenbrötlerin. Schreibt Gedichte. Das tat man nicht in einer Stadt wie dieser. Hier beschäftigte sich ein Mädchen mit Stricken und Kochen. Mieden sie dich möglicherweise, weil sie wußten, was es mit eurer Wohnung auf sich hatte? Der Wischlappen von Frau Merschwitz war nicht der einzige, auf dem sich die Männer die Füße abtreten mußten. Fast könnte man sage: Von Wischlappen zu Wischlappen kämpften sie sich die drei Stockwerke bis zu eurer Wohnung empor. Wie oft beobachtest du dieses Phänomen. Und wundertest dich über die Blicke. welche die Frauen im Haus ihnen nachsandten. Darauf standen sie beim Bäcker, Fleischer oder wo auch immer Schlange. Psch, psch… Die Stadt war klein. Gegeben, einer hätte dir gesagt, was das Wort Staatssicherheit bedeutet und was es mit eurer Wohnung auf sich hat. Hättest du dich ebenfalls zur Mitarbeit verpflichtet? Wahrscheinlich ja. In dieser Zeit. Der Staat bedeutete für dich, was für andere Menschen Gott bedeutet. Ein transzendenter Anker. Am liebsten wolltest du

Parteisekretärin werden. Am Wahltag sangst du Kampflieder, auf dem Klo eine Treppe tiefer, ließest du die Tür geöffnet. Solange, bis dir der Hals wehtat. Während der Vater im Haus von Tür zu Tür ging und die Leute agitierte, daß sie zum Wahllokal gehen sollten. Hättest du nicht dieses Nest verlassen, wärst du wahrscheinlich Parteisektretärin geworden.

Zwei Wochen später wartest du am Blumenladen auf einen PKW. Nicht hier, hatte der Dicke gesagt. Er strich dir übers Haar. Das tat der Vater nie. Und nicht ich, sondern zwei meiner Kollegen. Keine Angst, tut nicht weh. Ihr trinkt Kaffee, eßt Plätzchen und unterhaltet euch. Der Vater hatte zur Beglaubigung genickt. Er lächelte ausnahmsweise. Irgendein Spruch mit dem Wort Barbara, du hast ihn vergessen. Schon damals hattest du ihn vergessen. Aber sie glaubten dir auch ohne das Erkennungszeichen, daß du du bist. Ein Mädchen, einen Meter sechzig groß mit einem roten Kopftuch vor dem Blumenladen. Der Gesichtsausdruck, den Akten zufolge, „verträumt". Du trägst einen Bericht im Henkelkorb. Schreibst du uns auf, wie es im vergangenen Jahr in Rumänien war, hatte der Dicke gesagt. Warum nicht. Du hattest auf der Stelle eine Seite aus dem Mathematikheft gerissen, das Gewünschte notiert. Als der Moskwitsch vor dir hält und sie irgendetwas mit dem Wort Barbara sagen und du dir vergeblich den Kopf zerbrichst, was du antworten sollst, ziehst du den Bericht hervor und reichst ihn jenen durch die geöffnete Scheibe. Steigen Sie ein, sagt einer der beiden Männer, ein wenig erschrocken. Er spricht deinen Dialekt. Das beruhigt dich. Es bleibt nicht dein einziger Bericht. Acht werden es insgesamt, verfaßt in den folgenden Monaten. Auf Rechenkästchenpapier mit blauer Tinte. In einem nennst du die Namen 25 verschiedener Schriftsteller, die du auf einem Poetenseminar kennengelernt hattest und gibst eine je dreizeilige Kurzcharakteristik. Hat einen guten/nicht guten Klassenstandpunkt. Du gehst ins Detail. Vergessen?, höhnt der Westdeutsche. Sein Fingerknöchel hämmert auf das Papier, eisige schwarze Augen bohren sich in dein Gedächtnis. Vergessen? Es ist tatsächlich deine Handschrift. Ja, sagst du. Der Herr der Schöpfung winkt die Kamera heran. Die Maschine saugt sich an der für dich peinlichsten Stelle in deine Akte. Jener Mensch trinkt viel und bei jenem anderen steht Solschenizyn in der Schrankwand, Unterschrift Hölderlin. So heftig hast du dich nie zuvor in deinem Leben geschämt. Das Peinlichste, die Sprache, eine Mischung aus Babydeutsch und Parteichinesisch. Der Klassenfeind dein Lieblingswort. Und für die Berichte akzeptiertest du einen Geldschein von fünfzig Mark. Zehn Jahre später werden sie bei einer Hausdurchsuchung diesen Betrag wieder einziehen. Du hattest dich gewundert, warum sie nicht alles nahmen aus der Schreibtischschublade, sondern nur diese kleine Summe. Plötzlich wuchs dir die Erkenntnis zu, weswegen. Es ist keine Entschuldigung. Du akzeptiertest damals von der Stasi einen Geldschein. Womöglich kauftest du die vierbändige Hölderlin-Gesamtausgabe damit. Weinen Sie, befiehlt der Westdeutsche. Du hättest es auch ohne seinen Befehl getan.

Sie fuhren dich in ein Neubaugebiet. Eine Wohnung, in welcher, so dein Eindruck, allein Männer lebten. Mutti schlug die Hände über dem Kopf zusammen. An einem runden Tisch am Fenster vor einer Gardine, die dringend in die Wäsche müßte, boten sie dir einen Platz an. Kochten Kaffee. Die versprochenen Plätzchen fehlten. Und redeten, was du von dem Dicken bereits kanntest: Die Feinde des Friedens und des Sozialismus. Im Unterschied zum Dicken siezten sie dich. Es hat dir, wenn ich mich recht erinnere, geschmeichelt. Von der übrigen Unterhaltung erinnerst du dich nur an eines, an dieses jedoch sehr genau. Sieben Jahre später, also von heute aus gesehen vor dreizehn Jahren, brach es in dein Gedächtnis. Weshalb brach? Es war gerade sieben Jahre später, hattest du bereits alles vergessen. Verdrängt, sagt man. Was ist der Unterschied? An einem Institut für angehende Schriftsteller stellt ihr euch am ersten Tag eines Sonderkurses einander vor. Da ist einer, du hörst seinen Namen. Du erschrickst, ohne zu wissen warum. Du reagierst abweisend auf den Menschen. Am Ende des Lehrgangs, ihr sitzt abends um einen Biertisch, fragst du den Institutsdirektor, weshalb du ein Jahr zuvor exmatrikuliert wurdest. Ohne Angabe von Gründen. Drei Tage vor Beginn. Du hattest dir bereits ein Zimmer in Leipzig gesucht. Die Staatssicherheit, sagt er. Du hörst das Wort. Unterdessen weißt du, was es bedeutet. Du hast die schmerzhafteste deiner Erfahrungen mit ihm gemacht. Eine Haft. Neben dem Institutsdirektor jener Autor, den du nicht magst. Plötzlich erinnerst du dich. Vor sieben Jahren, in jener Wohnung an jenem Tisch. Sie wissen uns nichts zu erzählen? Kein Problem, wir erzählen Ihnen etwas. Wie sich der Klassenfeind in die Moral unserer jungen Autoren einschleicht. Sie nennen als

Beispiel den Namen des Mannes, der dir jetzt schräg gegenübersitzt. Untreue, Lügen, Alkohol. Bitte, verbreiten sie das. Vor sieben Jahren, sagst du, beauftragte mich die Stasi, Gerüchte über Sie auszustreuen. Ich lehnte es ab. Doch offenbar glaubte ich die Gerüchte, denn wie gereizt reagierte ich auf Sie, als Sie sich vorstellten. Sie warem mir instinktiv unsympathisch. Es tut mir leid. Der Institutsdirektor kraust die Stirn. Halten Sie den Mund, sagen seine Augen. Anderenfalls stehen die Herren morgen früh wieder in meinem Büro. Er meint es gut mit dir. Seine Frau mag, was du schreibst. Es hat ihn etwas gekostet, daß du diesmal nicht exmatrikuliert worden bist. Warnend streift sein Blick für eine Sekunde die junge Frau neben dir, deine Freundin. Heute verstehst du, warum. Du kennst ihre Berichte, unterzeichnet mit IM „Galina Mark". Was geschah dann, fragte der Mann leise. Er sieht nicht von seinem Bierglas auf. Ich brach, sagst du stolz und setzt die Faust auf den Tisch, meine Stasikontakte ab. Zwanzig Leute im Raum hören auf zu atmen. Wir schreiben das Jahr '79. Felsenfest bist du davon überzeugt, es verhielt sich so, wie du sagst. In Wahrheit fuhrst du, wie du heute in den Akten liest, noch ein paar mal mit ihnen in jene Wohnung, bevor es dir gelang, nein zu sagen. Diese Fahrten vergessen? Das Warten am Blumenladen. Wie du in deinem Gedächtnis auch gräbst, es fällt dir nicht mehr ein. Jenes Jahr '72, das schwärzeste in deinem Leben, was deine Verstrickung mit der Staatssicherheit betrifft. Aus deinen Gehirnzellen scheint es amputiert. Nur an das Nein erinnerst du dich. Allein den Akten zufolge sagtest du nicht einmal nein. Du gingst nur nicht mehr hin. Sie erwarteten dich vergeblich am Blumenladen. Sogar darüber fertigten sie in ihrer deutschen Gründlichkeit einen Treffbericht an. Inhalt: Der IM ist zum Treff nicht erschienen. Mittwochs, wenn die Männer kamen, hielst du dich bei Tante Hilde auf. Dabei hättest du so gern deinem Staat gedient. Den Klassenfeind unschädlich machen, wie sie es nannten, an nichts lag dir mehr. Nur, machte man den Klassenfeind unschädlich, wenn man diskreditierende Gerüchte über das Eheleben eines jungen Autors ausstreute, welcher offenbar nichts weiter tat, als Bilderbücher zu verfassen, die zudem von den Verlagen des Landes gedruckt wurden? Möglicherweise hatte er sich nur geweigert, irgendwelche Gerüchte auszustreuen. Folgerichtig streuten sie nun über ihn welche aus. Was geschah dann? Was ist mit diesen Treffberichten. Treffpunkt PKW? Vergessen? Es ist deine eigene Stimme, die dich fragt. Du studierst unterdessen in Berlin. Die Zugreise eine Strapaze, sieben Stunden für zweihundert Meilen, in kalten, schmutzigen, zumeist stark verspäteten Zügen. Ja, sagtest du nach einigem Zögern, als der Dicke aus der großen Stube anrief und fragte, ob du eine Mitfahrgelegenheit benötigst; seine Kollegen hätten in Berlin zu tun. Wie gemütlich in ihrem Moskwitsch. Du knabbertest Äpfel, sahst aus dem Fenster und schwatztest, wobei du darauf achtetest, den Rahmen von Alltagsbanalitäten nicht zu verlassen. Heute liest du das Geschwätz, säuberlich abgetippt, auf vergilbtem Papier. Die Haare stehn dir zu Berge.

Offen gestanden, kann ich mich in dich nicht hineinversetzen. Eine fremde Figur. Undenkbar, mit dir auch nur verwandt zu sein. Welches Ausmaß an Schizophrenie. Nicht mit 18, als du die Berichte schriebst. Zu jenem Zeitpunkt ruhtest du in dir selbst. Wolltest deinem Staat behilflich sein. Aber jetzt. Zwei Jahre nach deiner Anwerbung ist dir das Wort Staatssicherheit ein Begriff. Du wohnst in Berlin. Die Sektion marxistisch-leninistische Philosophie, an der du studierst, eine realitätsfremde Enklave. Im Übermorgen wiegt ihr euch. Allein, du fährst Straßenbahn. Und in der Mensa. Studenten, die nicht aus Funktionärskreisen kommen. Und Berlin nicht eine Kleinstadt, wo jeder jeden kennt. Mithin weiß kaum einer, aus welcher Art Haushalt du stammst. Du machst einen vertrauenswürdigen Eindruck. Die Leute reißen die Mäuler auf. Eine einzige große Beschwerde. Mit einemmal weißt du, was Stasi bedeutet. Es ist weit schlimmer, als du es damals in jener konspirativen Wohnung ahntest, als sie mit Gerüchten anfingen. Du hörst: Stasi. Dir wird kalt. Die Zähne klappern. Allein: Sind diese Männer, die deinen Dialekt sprechen, die … Stasi? 1974 kommt ein Kommilitone zu dir, sein Gesicht zeigt keine Farbe. Die Stasi versucht, mich anzuwerben, vertraut er dir an. Sag nein, bittest du ihn. Und erzählst, du warfst sie vor zwei Jahren raus. Weil sie dich gebeten hatten, Gerüchte auszustreuen. Am Abend des gleichen Tages nimmst du deinen Koffer und fährst, als wär nichts dabei, mit der Straßenbahn zu jener konspirativen Wohnung nach Rummelsburg, in welcher sie dich erwarten, um dich mit nach Hause zu nehmen. Auerbach, Karl-Marx-Straße 25. Im PKW lehnst du dich in die Polster und knabberst Äpfel. Im Rückspiegel das Gesicht des einen. Wie Stasi, denkst du, sieht er

nicht aus. Wie sehr du sonst vor jenem, was man Stasi nennt, zittern magst, in der Nähe dieser beiden ist dir sehr wohl. Seitdem du keine Berichte mehr schreiben mußt. Seitdem sie dir keine Fragen mehr stellen. Seitdem sie dich mit ihren Gerüchten in Ruhe lassen. Die schielst von der Seite auf jenen neben dir. Undenkbar, daß auch er nur einer Fliege ein Haar krümmen könnte. Geschweige, jemanden verhaften. Jemanden verhören. Das Wort Stasi und diese beiden hier, zwei himmelweit verschiedene Phänomene. Ich möchte Sie etwas fragen, sagst du. Der Schwarzhaarige neben dir wendet dir das Gesicht zu, der im Rückspiegel reißt aufmerksam die Augen auf. Sind Sie auch nicht von der Stasi? Du hältst den Atem an und beobachtest sie. Sie zucken nicht mit der Wimper. Nein, sagt der Schwarzhaarige ruhig. Der im Rückspiegel schüttelt den Kopf. Wir sind vom MfS. Vom MfS? Dieser Ausdruck ist dir neu. Nicht ganz, der Vater deiner Kommilitonin arbeitet beim MfS. Du kennst ihn. Ein sympathischer Mann. So sympathisch wie diese beiden. Die Auskunft beruhigt dich. Demnach kannst du weiter mit ihnen im Auto reisen. Stellen Sie sich vor, sagst du, die Stasi versucht, einen meiner Kommilitonen anzuwerben. Ich möchte wissen, wieviele in unserer Seminargruppe bereits Spitzel sind. Du wiederholst das Wort. Und schüttelst dich. Die beiden haben keinen Kommentar dazu. Wenig später wirst du ohne deines Wissens an die Berliner Staatssicherheit übergeben. Für die aus der Provinz ist es etwas zu kompliziert mit dir. Ein Jahr läßt man nichts von sich hören. Du wunderst dich: Keine Mitfahrgelegenheit mehr? Sei ehrlich, beinahe bist du enttäuscht.

Offen gestanden, halte ich es für möglich, du wärest bis zum Fall der Mauer zweimal pro Jahr im Stasi-Auto zwischen Berlin und Auerbach mit hin- und herkutschiert, hätten sie nicht den entscheidenden Fehler begangen, dich an die Berliner Stasi zu übergeben. Ich sag ja nichts, dachtest du, ich geb ihnen ja „keine verwertbaren Informationen". Allein: Du hörtest ihnen zu. Und ihr Geschwätz setzte sich in dir fest. Und wenn du jemanden kennenlerntest, dessen Namen sie gleichsam mit spitzen Fingern anfaßten, gingst du ihm instinktiv aus dem Weg. Damit steuerten sie, ohne daß du es spürtest, deine Kontakte. Und sie verwurzelten ihre Sprache in deinem Gehirn, die noch für lange für dich sann und dachte. Jene verhinderte, daß du etwas, was nicht ein Spiegel der Verhältnisse war, zu Papier brachtest.

Das sind also jene, die man die Stasi nennt, durchfuhr es dich, als sie in der Tür standen. Keine beleibten Onkels, die Sächsisch sprechen und sich, müssen sie mal, auf ein stinkendes Plumpsklo eine Treppe tiefer begeben. Das Wort Männer, wie ihr die geheimnisvollen Besucher der großen Stube nanntet, auf diese hier traf es nicht zu. Ihr Erscheinungsbild beanspruchte zumindest den Ausdruck Herren. Undenkbar, daß in ihren Treffwohnungen ungewaschene Gardinen hingen. Auf den ersten Blick repräsentierten sie einen mit allen Wassern gewaschenen Geheimdienst des zwanzigsten Jahrhunderts. Seit Wochen erwartest du sie, in der stillen Hoffnung, sie hätten es sich anders überlegt. Im Gefängnis hattest du zugesagt, für sie zu arbeiten, anderenfalls… Sie hatten es bei Andeutungen belassen. Auf einen Republikfluchtversuch standen zwei Jahre Haft. Du warst mit einem Freund im Böhmerwald beim Wandern festgenommen worden. Ihr hattet keine Rückfahrkarten. Seit du davon träumtest, Parteisekretärin zu werden, waren drei Jahre vergangen. Der Wunsch hat sich in der Haftanstalt in Nichts aufgelöst. Spätestens in jenem Augenblick, als du dich nackt ausziehen mußtest und eine Dame in Uniform mit dem Gesichtsausdruck einer Dame dir in den Hintern sah. Was sie dort sucht, war dir unklar. Offenbar gehörte es zur Routine der Demütigung. Spreizen Sie die Beine, beugen Sie sich nach vorn… Ein Schock wie dieser strukturiert unsere Psyche in wenigen Tagen um. Das Kaleidoskop wird neu geschüttelt. Diejenigen, die jetzt vor dir in der Tür stehen, mit ihren glatten professionellen Gesichtern, sie sind, dies weißt du seit der Haft, nicht deine Freunde. Kurz, du verabscheust sie. Dennoch lächelst du. Und läßt sie herein. Denn du hast Angst.

Du bist beim Essen, Kartoffeln und Quark. Magst du nicht lieber Hasenbraten? Wer sich mit uns gut stellt, kann sich derlei leisten. Danke, sagst du, mir schmeckt mein Quark. Sie bitten dich um Tee. Du gehst in die Küche. Während du das Wasser aufsetzt, fällt dein Blick auf die Büchse mit dem Rattengift auf dem Regal. Bis der Kessel zu pfeifen beginnt, starrst du wie hypnotisiert auf die Büchse, allein die Feigheit ist stärker als du. Gehorsam gießt du ihnen Tee ein, der eine nimmt Zucker, der andere nicht. Brav, sagen ihre Blicke. Sie registrieren jede deiner Bewegungen. Dein erstes Buch erscheine demnächst, da werde es Zeit für die Zusammenarbeit. Mit den Genossen aus dem Süden, das

war ja wohl erst ein Vorspiel. Für die Arbeit eines Polizeispitzels, sagst du, eigne ich mich nicht. Ich könnte nicht mehr schreiben. Bitte, laß doch, sagt der Ältere, der sich Peter nennt, diese Vokabel. Wir wollen nur gemeinsam Kaffee trinken und dabei plaudern. Ein lederartiges Gesicht. Ein zynischer Ausdruck um die Mundwinkel. Du siehst ihm an, daß er Gesichter zu lesen versteht. Er liest jetzt in deinem, daß du vor Angst vergehst. Er hat die Macht anzuordnen, daß du abermals verhaftest wirst. Es lagen genug Beweise vor, daß du die Republik verlassen wolltest. Mögliche Gründe dafür hatten sie dir während der Verhöre bereits aufgezählt. Sie waren so stichhaltig, daß du überrascht warst, noch nicht selbst auf die Idee zu einer Republikflucht gekommen zu sein. Von nun an wird sie dich heimlich beherrschen, bis du sie zwölf Jahre später verwirklichst. Sie sind nicht bereit, sagt der Vernehmer, in die Partei einzutreten. Ohne diese Mitgliedschaft ist das Diplom, für das sie studieren, wertlos. Philosophie in diesem Land ist eine Waffe im Klassenkampf. Weshalb nicht besser das Studium im Westen fortsetzen. Außerdem, das wußten sie aus deinem Tagebuch, welches sie bei der Verhaftung beschlagnahmt hatten, reistest du furchbar gern… Du reist gern, sagt der, der sich Peter nennt. Du bist zu ängstlich, ihn zu bitten, dich zu siezen. Mit dem Du macht er dich zum Komplizen. Du bittest um die Rückgabe deines Tagebuches. Da sich die Verhaftung offenbar als ein Irrtum erwiesen hat, wozu das Beschlagnahmte behalten? Die anderen Dinge aus dem Rucksack hast du schließlich auch zurückbekommen. Wozu brauchst du es? Er grinst. Du weißt, woran er denkt, und könntest ihm eine runterhauen. In einem kurzen Essay über Männersprache hattest du einen Bekannten zitiert, der eine Lyrikerin, die du verehrtest, im Bett mit einem Besenstiel verglich. Du hattest die Namen aller Beteiligten ausgeschrieben. Der sich Peter nennt, weidet sich an deinem Anblick. Wir sprechen, sagt er, ein anderes Mal darüber. Damit sorgt er dafür, daß es ein anderes Mal gibt. Er fragt: Wie geht es Frau… Er sagt ihren Namen. Du antwortest, was er schon weiß: Ich beantworte keine Fragen. Er antwortet, was du schon weißt: In diesem Fall erzählen wir dir etwas. Hör gut zu. Im Gegensatz zu den Onkels aus dem Süden erzählt er dir keinen Tratsch. Er berichtet von angeblichen ideologischen Unklarheiten der Lyrikerin, die von ihren geheimen Bekanntschaften mit Abgesandten des Klassenfeindes herrührten, und er bringt dich dazu, daß du sagst: O ja, das halte ich auch für gefährlich. Das ist sogar teilweise ehrlich. Aus dem Himmel der sozialistischen Utopie, die du für Wirklichkeit hieltest, fielst du erst zur Hälfte herab. Zu diesem Zeitpunkt, du bist 21, hängst du in der Mitte, unruhig zappelnd wie jeder, der seinen göttlichen Halt verlor. Doch möglicherweise rührte, was du im Gefängnis erlebt und jenes, was du von anderen, etwa der Lyrikerin, gehört hattest, von Kinderkrankheiten, wie sie es nannten, des Sozialismus her? Ob du etwas Konkretes beisteuern könntest. Nein, du sprichst mit der Lyrikerin ausschließlich über private Dinge. Sowie über deine Schreibprojekte. Du übernimmst das Gespräch. Erzählst ihnen zwei Stunden lang von einer Romanidee, die du in diesem Augenblick erst erfindest. Du läßt sie nicht mehr zu Wort kommen. Schließlich schauen sie auf die Uhr. Als sie sich vom Sofa erheben, versichert du abermals, du seist ungeeignet für ihren Dienst, bist ja nicht mal in der Partei. Um so besser, sagt der ältere, reicht dir lächelnd die Hand. Du siehst ihn an. So stelltst du dir Mephistopheles vor. Der andere, mit einem Kindergesicht, seinen Diener. Zu keinem Menschen ein Wort, streng legt der Ältere die Finger auf die Lippen. Und du ahnst von dieser Sekunde an, wie du ihn loszuwerden vermagst. Den Teufel. Auch ohne den Mut, ihm Rattengift in den Tee zu streuen.

Das Entsetzlichste ist der Brief. Im Abschlußbericht dieser Akte IM „Hölderlin" notiert die Stasi verdrossen, du gabst ihr keinerlei verwertbare Informationen. Aber den Brief, jenen gabst du ihnen. Und sie leiteten ihn, wie sie notierten, den dafür zuständigen Stellen zu. Warum du diesen Verrat begingst, ist dir bis heute unklar. Angst, natürlich. Allein war es wirklich Angst? Lauerte nicht noch tief in dir, deinen Augen verborgen, ein Rudiment deiner klassenkämpferischen Wachsamkeit? Die Frau arbeitete an einer hohen Stelle im Machtapparat. Sie besaß einen Ausweis, der selbst dir die geheimsten Türen geöffnet hatte. Neugierig spazierst du an ihrer Seite durch die Gemächer der Macht. Männliche Figuren in Sesseln, vor Fernsehapparaten, gläserschwenkend. Sie sehen Pornofilme, sagt deine Begleiterin, unter dem Vorwand, sie zu prüfen, ob man sie einkaufen könnte. Was denkst du, sie kicherte. Du zitiertest im Flüsterton Heine: trinken heimlich Wein und … du sahst die Frau fragend an. Sie barst vor Gelächter. Wußtest du das noch nicht? Bevor du dich verabschiedest, warnte sie dich. Eine Sicherheitsneurose. Innerhalb

Berlins wird alle Post geöffnet. Also schreib mir nicht. Eine Woche nach dem ersten Besuch der Berliner Stasi in deiner Wohnung erhälst du von jener Frau einen Brief. Er kommt auf dem Postweg. Er informiert dich darüber, daß die höchsten Vertreter der Macht dieses Landes Aasgeier sind. Wenige Tage später nochmals ein Brief dieser Art. Darauf noch einer. Insgesamt sechs. Wie Granaten schlagen die Briefe ins Haus ein. Du schläfst nicht mehr. Schließlich schnürst du die Briefe zusammen, setzt dich in den Zug, versteckst das Bündel unter dem Bett der Mutter. Einen der Briefe, jenen mit dem Wort Aasgeier, übergibst du den Herren der Stasi bei ihrem nächsten Besuch. Sie stecken ihn ein. Sie lächeln. Nur einen? Du schwörst, nur einen Brief von deiner Bekannten erhalten zu haben. Zu deinem Erstaunen stellen sie dir über die Frau keine einzige Frage. In deiner Akte sind Kopien aller sechs Briefe abgeheftet. Im Begleittext steht: übergab einen davon. Woher habt ihr die anderen. Auf dem Postweg fotokopiert. Oder hatte sie der Vater euch gegeben, IM „Erich Schulze", der der Mutter zufolge auf das geheimnisvolle Bündel stieß, auf der Suche nach dem Nachttopf. Weshalb stellt ihr keine Fragen? Du hattest dir eine ausweichende, und dennoch überzeugend wirkende Antwort zurechtgelegt. Sie sogar auswendig gelernt, damit du nichts Falsches sagtest. Seit achtzehn Jahren beruhigst du dein Gewissen damit, es war vermutlich ein abgekartetes Spiel. Jedermann, dem du den Vorgang schilderst, sagt: Selbstverständlich war es das. Vergiß es. Allein, wie vergeßlich du auch bist, sogar den Decknamen vergaßest du ja, an den Brief dachtest du unausgesetzt. Ein Geschwür, fraß er an deinen Träumen. Daß es ein abgekartetes Spiel war, in Wahrheit glaubtest du keine Minute daran. Du wußtest, deine Bekannte, sie hatte schwache Nerven. Du hörtest es an der Art, wie sie lachte. Und du wußtest auch, sie schlief mit einem Funktionär, dessen Ehefrau eine noch höhere Funktionärin war. Jene war über alles im Bilde. Ein Verfahren war unvermeidlich. Deine Bekannte würde auf der Leiter der Macht ein paar Sprossen herabklettern müssen. Diese Aussicht würgte sie. In solch einer Verfassung denkt der Mensch nicht an Vorsicht. Nachdem du den Brief übergeben hattest, brachst du die Freundschaft ab. Die Frau rief dich an. Sie lud dich zum Essen ein. Sie hatte Karten für ein Konzert, an die ein normaler Sterblicher nicht herankam. Du schwanktest. Dann behauptetest du, keine Zeit zu haben. Und redetest dich vor dir selbst damit heraus, nur ein normaler Sterblicher zu sein. Warum gingst du nicht zu ihr? Warum sagtest du nicht, ich gab ihnen den Brief? Denkst du an ihn, wird dir schwarz vor Augen. Du schlägst die Hände vors Gesicht. Seit achtzehn Jahren. Weshalb riefst du sie niemals an, sagtest: Ich muß mit dir sprechen.

Kein Grund zur Aufregung, sagt der Westdeutsche. Sie war in der Partei. Indessen die Lyrikerin, der er gestattet, dich im Fernsehen ein Schwein zu nennen, sie war zu jener Zeit ebenfalls in der Partei. Du schwiegst über sie der Stasi gegenüber im großen und ganzen. Du gabst keinen ihrer Briefe heraus. Er sagt, du hättest eben kein Tagebuch schreiben dürfen. In einer Diktatur tut man das nicht. Er müsse dir dein Tagebuch als eine Form der Stasimitarbeit anrechnen. Du hättest dich auch nicht bespitzeln lassen dürfen. Man ahnt, wer ein Spitzel ist. Er müsse dir dein Geplauder im Haus jenes Spitzels, IM „Dichter", als eine Form der Stasimitarbeit anrechnen. Demütig nickst du, bittest die Lyrikerin vor der Kamera, dir zu verzeihen. Insgeheim denkst du, dann ist in Ihren Augen wohl Anne Franks Tagebuch eine Form der Mitarbeit bei der Gestapo gewesen. Warum sagst du es nicht? Der Westdeutsche hat jetzt die Macht über dich so wie damals die Staatssicherheit. Er kann dich nicht verhaften lassen, dich also nicht hungern und in einer eisigen Zelle ohne eine Decke allmählich verzagen lassen, allein deinen Namen zerbrechen, das vermag er. Und was bist du ohne Namen. Es bedeutet, ohne Menschen leben zu müssen. Von nun an nur mehr im Kontakt mit Felsen, Bäumen, Sand. Für das Leben eines Eremiten, das fühlst du, bist du nicht geeignet. Dafür bist du zu liebebedürftig. Und auch nicht ausreichend intelligent. Folgerichtig beträgst du dich vor der Kamera des Westdeutschen um keinen Deut anders als damals den Herren der Staatssicherheit gegenüber. Unterwürfig strecktest du ihnen den Brief entgegen. Unterwürfig antwortest du auf die Frage des Westdeutschen, ob du die berühmte Lyrikerin bespitzeltest: Die Stasi bat mich dies zu tun; sie boten mir dafür viel Geld, aber ich lehnte es ab. Während du den Satz sprichst, liest du in seinen Augen, welchen Teil des Satzes er schneiden wird. Dennoch sprichst du ihn. Er versprach dir Gnade, wenn du artig bist. Du weißt, er log. Allein: Du bist vor Angst hypnotisiert. Du streckst den Brief entgegen. Du beschuldigst dich vor Millionen Fernsehzuschauern, die Lyrikerin

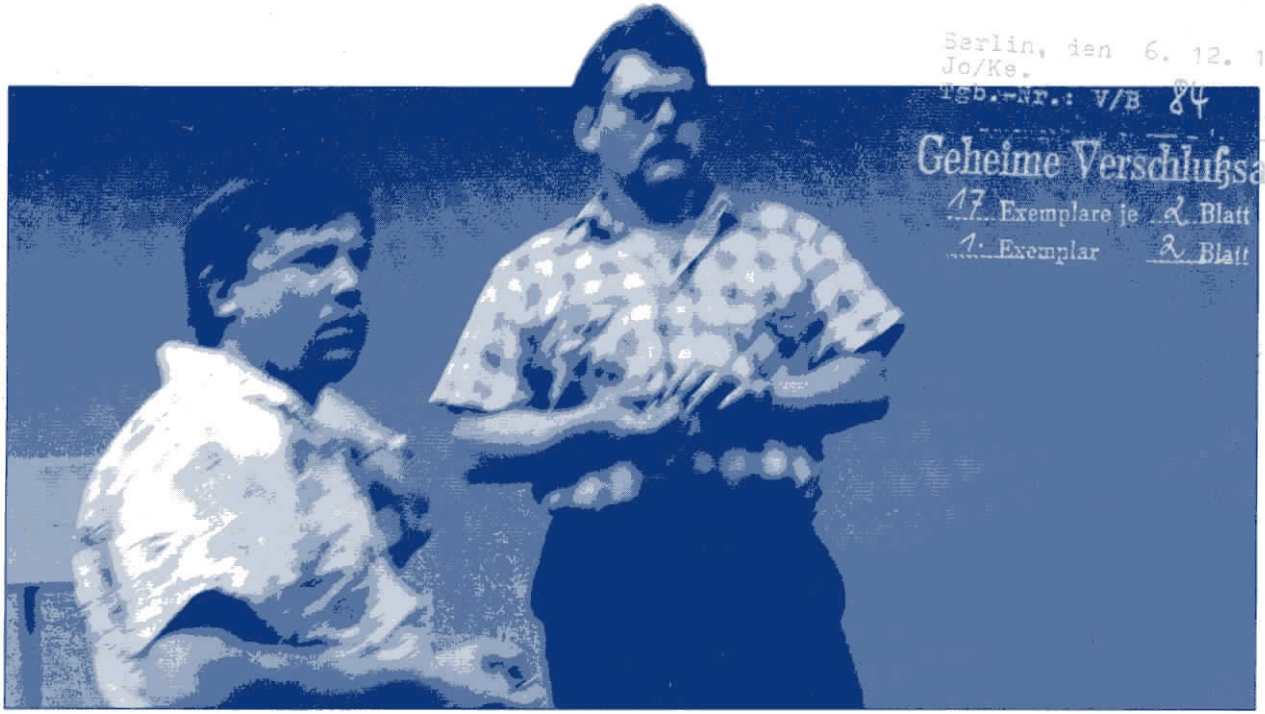
gegen Bezahlung bespitzelt zu haben. Die Medien mögen deine Selbstbeschuldigung so sehr, daß sie den Fernsehbeitrag tagelang wiederholen. Jener, der sich Peter nannte, hält sich, so hörst du, vor dem Bildschirm lachend den Bauch. Was ihm nicht gelang, dem Westdeutschen gelang es. Du bist von nun an ein Nichts.

Die Herausgabe des Briefes, es ging über deine Kräfte. Du hattest gehofft, deine Angst loszuwerden, dies vor allem. Doch nun quälten die Geister dich. Du mochtest die Frau, sie mochte dich. Weswegen übergibst du ihren Brief? Sie hatte dir nichts getan. Sie hatte versucht, zu deiner politischen Aufklärung beizutragen, auf ihre ungeschickte Art. Womöglich wollte sie dich warnen, eine Laufbahn wie die ihre einzuschlagen. Ratlos suchst du einen väterlichen Freund auf, er hat den Ruf, Nathan der Weise zu sein. Heute hast du deine Unschuld verloren, sagt er, doch wenn du die Kerle sofort hinauswirfst, gewinnst du die Unschuld zurück. Der Satz beeindruckt dich. Er geht dir nicht mehr aus dem Sinn. Wie sie hinauswerfen, du hast bereits alles versucht, sie gehen nicht. Soll ich sie packen und die Treppe hinunterwerfen, sie wiegen zusammen vermutlich mehr als drei Zentner. Erzähl es allen, rät Nathan, dekonspiriere dich. Möglichst bei berühmten Leuten, deren Wohnungen abgehört werden. Duch machst sogleich die Runde. Alle berühmten Leute, die du kennst. Die Stasi sitzt auf meinem Sofa, drängt mich, euch zu bespitzeln. Die berühmten Leute reagieren mit Unverständnis: Bist du verrückt, in der Nähe des Telefons. Du mußt es, verteidigst du dich, in der Nähe des Telfons sagen, damit es die Stasi auch hört. Es funktioniert.

Außer sich sind die Herren der Stasi bei ihrem nächsten Besuch. Staatsverleumdung. Machen Sie das nie wieder. Plötzlich siezen sie dich. Es scheint dir ein gutes Zeichen. Als sie gegangen sind, berätst du dich mit Nathan dem Weisen. Er rät dir eine weitere Runde an. Leute, die du weniger gut kennst, der Erfolg frappiert dich. Die Stasi, stehts ruhig, beherrscht, gerät aus dem Häuschen. Du rufst: Dann gehen Sie. Ich will mit Ihnen nicht mehr sprechen. Du öffnest die Tür… Sie verlassen deine Wohnung, ohne einen Gruß. Du siehst ihnen nach… die Treppe beschreibt einen Bogen. Du vermagst das Gesicht jenes, der sich Peter nennt, zu erkennen. Ohne daß er etwas davon ahnt. Das Entsetzen fährt dir in die Glieder. Du täuschst dich nicht. Er wird Rache nehmen. In den nächsten elf Jahren, bis du es endlich vermagst, das Land zu verlassen, verwandelt er dein Leben in ein absurdes Theater. Eine seiner Regieanweisungen ist dabei das Gerücht, du arbeitest für ihn.

Dennoch tanztest du und sangst. Der Rausschmiß der Stasi aus deinem Leben: Ein Ereignis von einer Bedeutung in deiner Biographie, wie es der Fenstersturz zu Prag in der europäischen Geschichte gewesen sein mag. Du springst umher, erzählst es aller Welt. Du prahlst damit auf Lesungen. Darauf erhältst du keine Einladungen mehr. Nicht mehr zu Lesungen in staatlichen Räumen. Die Kirche springt später ein. Sie wird für die letzten Jahre in diesem Land dein künstlicher Beatmungsapparat sein. Drei Monate nach dem historischen Ereignis wurdest du 22. Überraschenderweise erhieltst du einen Geburtstagsgruß von einem Schriftstellerehepaar, das du, in der zweiten Runde, von deinen Stasiakten informiert hattest. Sämtliche anderen Bekannten scheinen dich seit deiner Aktion, welche die Stasi in den Akten „Dekonspiration" nennt, zu meiden. Diese beiden augenscheinlich nicht. Kommen Sie nächste Woche doch zum Essen. Isoliert, bist du ihnen für diese Einladung unendlich dankbar. Es gibt Hasenbraten (dies hätte dich warnen müssen) und einen vorzüglichen Rotwein. Du fühlst dich wohl. Rasch bekommst du einen Schwips. Dann plauderst du, nicht nur über deine eigenen Belange. Tratsch nennt man das. Wir alle tratschten, gebt es zu, bevor ihr mich scheltet, in jenen Jahren. Es war ein Ersatz für das fehlende Leben. In deinen Akten liest du heute, der Mann, dessen Frau so gut kochte, war ein Provokateur der Stasi, alias IM „Dichter". Er war auf dich angesetzt. „Abschöpfen" nannten sie das. Darüber hinaus fotografierten sie regelmäßig dein Tagebuch ab, das du bei einer guten Freundin vor der Staatssicherheit verstecktest. In den folgenden Jahren nimmt deine politische Desillusionierung, gespiegelt in deinen öffentlichen Äußerungen, einen solchen krassen Verlauf, daß sie einen Operativen Vorgang anlegen werden. Darin erklären sie dich für psychisch krank und erwägen, dich ärztlich behandeln zu lassen.

Übrigens geschieht es in dieser Zeit, daß Mutti dir mitteilt: Die Männer kommen nicht mehr. Kein Bedarf mehr an der großen Stube. Deinetwegen. Du erwartest, Mutti aufatmen zu sehen. Allein: Sie scheint verängstigter als früher. Du verstehst nicht warum. Im Wald, ihr sucht Pilze, wie gewöhnlich streitest du dich mit dem Vater, ruft sie plötzlich: Schweigt, die Wanzen hängen hier in den Bäumen!



Bleich, zitternd, als wäre sie zur Hinrichtung abgeführt, steht sie da. Der Korb mit den Pilzen fällt aus der Hand. Dann hebt sie den Arm. Sie zeigt in die Wipfel der Fichten, da! Der Vater lacht. Abhörgeräte in Bäumen, das käme zu teuer für diesen kleinen Staatsfeind. Er zeigt auf dich und rechnet der Mutter vor, was es kosten würde… Sekundenschnelle Bilder in der Erinnerung. Zumeist Bilder des Schreckens. Sie schmerzen kaum mehr. Jene wenigen anderen schmerzen, die du die Bilder der Freunde nanntest. Kaum einer darauf, der jetzt nicht meint, du hättest ihn für die Stasi bespitzelt. Da sie ohnehin denken, bei diesem Gedanken überraschst du dich mit Grausen, warum warst du so töricht, es nicht zu tun? Wer bin ich, IM „Hölderlin" oder OV „Ecke"? Der Westdeutsche reduziert dich auf den ersteren. Es steht in seiner Macht, dies zu tun. Eroberer des Landes formen die Biografien der Eroberten um. Daß du geflohen bist, zählt nicht. Einmal IM, immer IM, und die Welt mit ihrer kurzsichtigen Logik hat nun für jedes Detail deines Lebens eine Erklärung. Kein Satz, den du nicht im Auftrag der Stasi schriebst! Kein Atemzug, den du nicht im Auftrag der Stasi atmetest! Kein Liebhaber, den du nicht im Auftrag der Stasi liebtest! Kein Schritt, auch nicht der letzte, entscheidende, über die Grenze, den du nicht im Auftrag der Stasi machtest! Freunde sagen: Unsinn, du kennst dich selbst. Allein wer von uns weiß, wer er ist? Welcher der feindlichen Brüder, die in uns streiten? Nimm an, du sitzt mit deinem heutigen Wissen den beiden Herren, die an der Teetasse nippen, noch einmal gegenüber. Wir schreiben das Jahr '75. Sie sagen, was sie damals sagten: Wir bieten dir eine Wohnung mit Fernheizung an, in der Leipziger Straße. Einen Reisepaß. Die zum Reisen nötigen Devisen. Wir bitten dich, als Gegenleistung, die Lyrikerin (es ist jene, die dich heute öffentlich ein Schwein nennt), zu bespitzeln. Was antwortest du?

Anne Worst
Publizistin

Ein Leben mit der Lüge
Christel Guillaume – ein Porträt

Biographische Daten:
Christel Margarethe Ingeborg Boom, geboren am 6. Oktober 1927 in Allenstein, heute Polen. 1951 Heirat mit Günter Guillaume, ein Kind. Seit 1981 geschieden. Beruf: Sekretärin, lebt als Rentnerin in Berlin.

Kurzgefaßter Lebenslauf:
1955 wird Christel Guillaume vom Ehemann Günter für den Staatssicherheitsdienst der DDR angeworben. Ihr Auftrag: gemeinsam als „Kundschafter" in die Bundesrepublik zu gehen. Ihr Ziel: die SPD. Sie sollen innerhalb der Partei und in den Gewerkschaften potentielle Mitarbeiter und Informanten an sich binden und die Stasi mit Auskünften aus dem Umfeld dieses politischen Spektrums versorgen. Christels Mutter, Erna Boom, wird eingeweiht und bereitet die Übersiedlung vor. Eine glaubwürdige Tarnung, die „Flucht des jungen Paares mit Mutter" aus dem Osten. Das Ministerium für Staatssicherheit finanziert einen kleinen Tabakladen in Frankfurt am Main, der bestens für konspirative Treffs geeignet ist. Als im April 1957 auch noch ein Kind geboren wird, ist die Tarnung perfekt.

Siebzehn Jahre später, 1973, arbeitet Günter Guillaume – nicht zuletzt dank der Protektion durch seine Frau – als Referent des damaligen Bundeskanzlers Willy Brandt. Christel Guillaume ist Sachbearbeiterin in der hessischen Landesvertretung in Bonn. Ihr Mann hat mittlerweile den Rang eines Oberstleutnants der Staatssicherheit inne, sie liegt einen Grad darunter. Somit ist er ihr Vorgesetzter.

Mitte des Jahres beginnt die Observation der beiden Spione durch die westdeutschen Geheimdienste und das BKA. Am 24. April 1974 werden Günter und Christel Guillaume am frühen Morgen in ihrer Wohnung verhaftet.

Christel Guillaume erfährt im Laufe des Prozesses zahlreiche Zusammenhänge über die Aktivitäten ihres Mannes, der als Agent wie als Ehemann ein Doppelleben führte. Aufgrund der Beweislage wird Günter Guillaume zu 13 Jahren, seine Frau zu 8 Jahren Haft verurteilt. Die Ständige Vertretung der DDR betreut den 17jährigen Sohn Pierre und die Mutter Erna Boom. Die beiden siedeln wenige Monate später in die DDR über. Im Frühling 1981 kommt Christel Guillaume nach sieben Jahren Haft frei, ihr Mann wird ein halbes Jahr später ausgetauscht.

Christel Guillaume reicht die Scheidung ein. Ein normaler Berufsalltag bleibt ihr verwehrt. Stattdessen spannt man sie zu sogenannter „Öffentlichkeitsarbeit" für die Stasi ein: Sie hält in der ganzen DDR Vorträge über ihre Agententätigkeit in der Bundesrepublik.

Seit 1981 wurde sie vom Ministerium für Staatssicherheit betreut, hochdekoriert und mit Ehrenbezeichnungen überhäuft. Doch hinter der Heldenfassade war ihr Leben längst zerbrochen.

Die Geschichte:
Ich lernte Christel Guillaume im Januar 1990 kennen. Sie lebte damals in Hohenneuendorf, einem kleinen Ort nördlich von Berlin. Der Ministerrat der DDR ließ hier Anfang der Achtziger Jahre eine Siedlung für verdiente Staatsbürger bauen: Etwa ein Dutzend geräumige Bungalows, wohl abgeschirmt vom übrigen Dorf durch einen dichten Waldgürtel. Wer nicht wußte, daß hier noch Häuser stehen, verpaßte die Zufahrt. Denn hinter dem lehmigen Feldweg vermutete kaum jemand so ein nobles Wohnviertel.

Das Guillaume'sche Anwesen war innen wie außen exklusiv. Alles sah teuer aus: die rosenfarbenen Marmorböden, die Schrank- und Regalsysteme aus Teakholz, Fußbodenheizung – alles Westimporte. Auch die Installationen in Küche und Bad, Spülmaschine und Umluftherd von Siemens, in der Garage ein Citroen, im Keller, eingemauert, ein großer Panzerschrank. Baukosten: über eine Million Mark, volkseigenes Kapital, Steuergelder, ein gut Teil davon Devisen. Zu DDR-Zeiten eine horrende Summe. Dagegen die Miete: 170 Mark pro Monat, Wartung und Service durch eine MfS-Spezialtruppe zur Versorgung altgedienter Mitarbeiter einbegriffen. Das Haus hätte für eine vielköpfige Familie ausgereicht. Die hagere, hochaufgeschossene Frau, alleinstehend, wirkte seltsam beziehungslos in der luxuriösen Umgebung.

Im Herbst 1989 zogen Demonstranten durch die kleine Kolonie. Sie protestierten gegen die Privilegien einer fragwürdigen Elite. Christel Guillaume hatte erst Angst gehabt, stand hinter den Vorhängen versteckt im dunklen Wohnzimmer,

wußte nicht, wie ihr geschah. Aber es passierte weiter nichts. Ein Schweigemarsch unter Leitung der örtlichen Kirchengemeinde.

„Als die damals durchmarschiert sind mit ihren Kerzen", so erinnerte sie sich, „ist mir natürlich der Gedanke gekommen: daß jetzt nur keine Steine fliegen. Aber es war so friedlich. Das hat sich auf meine gestörte Seelenruhe schließlich sogar beruhigend ausgewirkt."

Auf mich wirkte Christel Guillaume angespannt und nervös. Ihr Blick hinter der graugeränderten, ein wenig zu großen Brille wanderte unruhig hin und her. Sie rauchte pausenlos billige Filterzigaretten, ließ das Feuerzeug schnippen, zupfte die Manschette ihrer kleingeblümten Bluse zurecht. Es gab starken Kaffee mit Sahne aus Meißner Porzellan, ein paar Kekse. An diesem Tag war die Ex-Agentin gerade aus der SED ausgetreten. Für die Partei, für den Staat, hatte sie gelebt und gearbeitet, schließlich sogar im Gefängnis gesessen.

„Ich fühle mich besiegt", seufzte sie nach einer langen Pause, „weil mir mein ganzes Leben irgendwo zwischen den Fingern zerronnen ist. Als ich ins Gefängnis ging, zerrann mir das, was bis zu dem Tag Lebensinhalt war. Dann die Gefängnisjahre. Als ich in die DDR kam, dann privat ein Chaos: die Scheidung von Günter, der Tod meiner Mutter, mit der ich fast das ganze Leben zusammengewohnt hatte. Fast auf den Tag genau ein Jahr später ist mein Sohn mit seiner Familie in die Bundesrepublik ausgereist. 1989 der Umbruch, die ganzen Dinge, die besonders diejenigen betrafen, die für dieses MfS gearbeitet haben. Und in der Beziehung, würde ich sagen, bin ich von meinen Leben, das ich geführt habe, besiegt worden."

13. November 1989, Volkskammersitzung, Erich Mielke am Rednerpult, ohne Rededisposition, kläglich. „Außerordentlich hohen Kontakt mit allen werktätigen Menschen ... habe kein Referat vorher fertig gemacht ... wir haben hervorragende Informationen geliefert ... ich liebe doch alle, alle Menschen. Ich liebe doch, ich setze mich doch dafür ein ... soll ich denn die Wahrheit sagen oder nicht?"

Christel Guillaume hatte den Auftritt Mielkes im Fernsehen verfolgt: „Ich wäre am liebsten unter meinen Stuhl gekrochen, das war so schlimm, daß ich heute noch kaum Worte dafür finde. Daß so ein Mann, der Jahrzehnte ja irgendwo ein kampferprobter Mensch war, daß ihm diese Fehleinschätzung unterlaufen mußte, in der Volkskammer, in diesem Gremium, vor diesen Menschen sich so – blamieren ist ein zu schwacher Ausdruck – peinlich ist auch zu schwach – furchtbar für einen Menschen, der ja, und da kommt man ja nicht dran vorbei, für seine Idee ja auch mal gelebt hat."

Zu keiner Zeit während des mehrstündigen Gespräches war Christel Guillaume so aufgeregt, so engagiert, so betroffen und so hilflos wie bei dem Gedanken an Mielkes Volkskammer-Desaster. Jahrzehnte in einer hierarchisch strukturierten Männergesellschaft, in strikter Subordination unter Befehle, Durchführungsbestimmungen und Anweisungen, geprägt von militärischem Korpsgeist und Elitebewußtsein, ließen keinen Spielraum für Zweifel an der Kompetenz von Vorgesetzten, von Obrigkeit und Staatsgewalt. Ganz zu schweigen davon, daß sie die führende Rolle der Partei nie ernsthaft in Zweifel gezogen hatte. Und jetzt plötzlich hatte die höchste Instanz versagt. Der „Herr der Angst", wie Mielke einmal betitelt wurde, hatte in aller Öffentlichkeit ein Fiasko herbeigeführt und sich und seine Untertanen der Lächerlichkeit preisgegeben.

Christel Guillaume suchte noch lange nach Erklärungen, nach Rechtfertigungen. „Er ist ja nie angegriffen worden", überlegte sie laut. „Und wenn er mal sachte ein bißchen kritisch angegangen wurde, dann hat er knallhart zurückgeschlagen. Er wollte immer der Sieger sein, denn er war ja der Große. Und da gab's keinen neben ihm und schon gar nicht über ihm."

Im Frühjahr 1981, kurz nach ihrer Entlassung aus dem bundesdeutschen Gefängnis, wurde Christel Guillaume auf dem X. Parteitag der SED vom Genossen Minister persönlich in seiner Ansprache bedacht.

„Ich freue mich, dich hier begrüßen zu können", sagte Erich Mielke, „in diesem wunderbaren Saal der Republik, wo der X. Parteitag gerade stattfindet. Es ist doch ein historisches Ereignis, nicht? Wir haben uns viel gesorgt um dich, haben dich freigekämpft, nicht wahr. Und Günter wird auch kommen. Wir sind schon feste dabei. Was haben wir nicht alles getan. Ich habe manchmal nachts nicht geschlafen, hab davon geträumt, wie ich das alles soweit bekomme, daß ich euch freibekomme. Also, wer mit uns arbeitet, ist nie verloren, nie vergessen."

Die Fotos aus dieser Zeit sprechen Bände: Christel Guillaume – freigekämpft, abgekämpft, abgemagert. Die sieben Jahre im Knast haben tiefe Schatten unter ihren Augen hinterlassen. Blumen im Arm, Orden an der Brust, sie lächelt gequält. Und doch: es sind Erich Mielke und Markus Wolf, die sie offiziell begrüßen, beglückwünschen. Sie steht im Mittelpunkt. Sie findet Anerkennung für das gleiche Tun, das sie sieben Jahre ihres Lebens gekostet hat. Die Jahre zwischen vierzig und fünfzig, die vielleicht die wichtigsten sind im Leben einer Frau. Gefangen in einer Anstalt mit Mörderinnen, Drogenmädchen, Diebinnen, Terroristinnen. Eine der RAF-Frauen ließ sie wiederholt grüßen, schickte Kassiber „mit sozialistischen Kampfesgrüßen". Christel Guillaume schauderte tief drin in ihrer bürgerlich-konservativen Gedankenwelt. Wie kann eine Terroristin annehmen, daß sie, Sekretärin, Mittelschicht, Reihenhaus, nach außen hin heile Welt, mit einer von der RAF Kontakt haben will? Wegen der Spionage für die DDR? Sie schiebt den Gedanken entrüstet von sich. Mit Terroristen hat sie, hat das Ministerium für Staatssicherheit, ihr Auftraggeber, nichts gemein.

„Unerträglich warm", notiert sie an einem besonders heißen Juliabend in ihr Gefängnistagebuch. „Kaum geschlafen, keine Post seit fast vier Wochen, keine besonderen Vorkommnisse. Ein Tag wie so viele andere. Pierre hat seinen Besuch wieder verschoben."

Im Gefängnis hat Christel Guillaume oft an ihren Sohn Pierre gedacht. Was aus ihm werden sollte. Im Mai 1956 sind die Guillaumes nach Westdeutschland übergesiedelt. Ein Vierteljahr Jahr danach stellt sich heraus, daß ein Kind kommt. „Ich habe selten darüber gesprochen, aber ich hatte innerlich große Angst, was mal mit dem Kind wird, wenn irgendwas schief geht." Christel Guillaume flüstert fast, als sie davon erzählt. „Ich meine, es klingt natürlich übel, aber so ein Kind, eine vollständige Familie: man darf natürlich in dem Milieu nicht übersehen, daß es auch ein Legalisierungsmittel ist. Das ist natürlich noch unauffälliger als ein kinderloses Ehepaar."

Sie hat Schuldgefühle ihrem Sohn gegenüber, weil sie ihm nicht die Mutter war, auf die er eigentlich Anspruch gehabt hätte. Weil sie ihn hineinzog in ein Leben zwischen zwei Welten, zwischen zwei Systeme, zwischen Ost und West. Sie selbst war sehr froh, als sie im Gefängnis mitgeteilt kriegte, daß Pierre in die DDR übergesiedelt war. Dieser Schritt zeigte ihr: Du hast wenigstens nicht dein einziges Kind verloren! Etwas, was noch schlimmer gewesen wäre als die Tatsache, verhaftet zu werden und einen Prozeß durchzustehen. Im April 1974 wurden die Guillaumes verhaftet. 14 Monate dauerten die Ermittlungen. Dann, im Juni 1975, begann der Prozeß. Die beiden Angeklagten waren fest entschlossen, die Aussage zu verweigern. Während der Verhandlung stellten sie stets gute Laune und Zuversicht zur Schau. Wie aber fühlte sie sich wirklich, will ich von Christel Guillaume wissen?

„Ich bin oft gefragt worden, wie das ist, da zu sitzen und nichts zu sagen, und da habe ich immer den Ausdruck geprägt, daß viele Menschen glauben, daß Schweigen ja ganz leicht ist. Man sagt eben nichts. Aber Schweigen, totales Schweigen, ist wesentlich schwerer als Reden."

Für die Medien war der Fall Guillaume natürlich ein gefundenes Fressen. Jeden Tag wurden Seiten um Seiten gefüllt, von nüchterner Berichterstattung bis hin zu übelstem Klatsch. Christel Guillaume ist über manche Verletzung, die sie damals erlitten hat, nie richtig hnweggekommen: „Bei einigen Blättern der damaligen Zeit wurde ich zu einem echten Monstrum gemacht. Und ich stehe auch heute noch nicht an, zu sagen, daß das Wunden geschlagen hat, und daß die Narben geblieben sind. Und ich stelle mir eben die Frage, mit welchem Recht man glaubte, auch meine Psyche kaputt machen zu müssen."

Einige Kostproben aus der damaligen Presse: „Seine Frau war nicht sein Typ. Immer hatte er weiche Mädchen bevorzugt. Ehefrau Christel aber sah so aus, daß sie später den Beinamen ‚Geier-Christel' erhielt." – „Christel Guillaume, die Agenten-Frau mit den scharfen Zügen und dem noch schärferen Verstand." – „Bei denen hat die Frau die Hosen an" – „Am Abend seines 25. Geburtstages brachte Günter Guillaume seine Ex-Freundin Susanne an die S-Bahn. Zu ihr sagte er über seine junge Frau mit der spitzen Nase und den dünnen Lippen: ‚Nun haste gesehen, was ich geheiratet habe. Hättest man lieber du mich genommen.'"

„Welche Frau", so fragte sich Christel Guillaume, „hat es überhaupt schon gern, wenn sie sich eingestehen muß, daß sie viele Jahre betrogen worden ist, geschweige denn, daß man's noch öffentlich macht und in der Zeitung liest."

Ihr Gefängnis-Tagebuch schweigt von solchen Dingen. Auch Politik ist tabu. Dafür sorgt die strenge Zensur. Manchmal ist von den Nachmittagen in der Küche zu lesen, vom gemeinsamen Backen vor Weihnachten, vom Kaffeeklatsch mit der Aufseherin. Dann und wann bringt sich eine von den Drogenmädchen um, erhängt am Fensterkreuz: Aufregung für ein paar Stunden.

Christel Guillaume litt aber auch unter den hemmungslosen sexuellen Ausschweifungen der Mädchen beim gemeinsamen Duschen. Manchmal steckte eine ihr einen Liebesbrief zu, machte Avancen, machte sich Hoffnungen. Doch jegliches Ansinnen, sei es auch noch so seriös, wies Christel Guillaume weit von sich. Nein, sie ist eine Dame! Auch im Knast. Das bißchen Würde will man sich doch bewahren!

Einige Monate, bevor sie ihre Haftstrafe von acht Jahren abgesessen hat, kam Christel Guillaume frei. Im Westen machte man ihr das Angebot zu bleiben. Aber sie wollte in die DDR. Wollte neu anfangen. Auch mit ihrer Ehe. Die Betrügereien und Demütigungen von Ehemann Günter sollten vergessen sein. Noch lagen ein paar Jahre vor ihnen. Vielleicht würden es die besten. In ihrer Ehe konnte es doch nur besser laufen als vorher. Jetzt, mit dem Abstand von so vielen Jahren, mit einem gemeinsamen Schicksal, mit der Chance und der Pflicht, am Sohn so manches Versäumnis wiedergutzumachen.

Ein halbes Jahr nach Christel Guillaume wird auch der Kanzlerspion ausgetauscht. Markus Wolf nimmt ihn persönlich an der Grenze in Empfang. Die erste Nacht verbringt Günter Guillaume nicht allein. Eine „Krankenschwester", vom MfS speziell auf solch besonderen „Service" getrimmt, steht – und liegt – ihm zur Seite. Elke heißt sie. Die Ehe der Guillaumes wird geschieden. Fünf Jahre später, an seinem 62. Geburtstag, heiratet Günter Guillaume die zwanzig Jahre jüngere Krankenschwester Elke. Sie leben zusammen in einer Villa am Bötzsee, meldet „Bild". Sie sieht gerne „Dallas" und „Denver" im Westfernsehen und kocht ihm oft sein Leibgericht: Hammelkeule mit gebackenen Tomaten.

Christel Guillaume lebte allein in Berlin. Das Haus, in das sie später mit ihrer Mutter einziehen wollte, wurde gerade erst gebaut. Sie hatte ein paar Kontakte, meist MfS-Leute. Mit ihrem früheren Führungsoffizier Kurt, der sie auch zu DDR-Zeiten betreute, traf sie sich damals regelmäßig.

„Ich erinnere mich genau, daß ich 1981 meinem damaligen Führungsoffizier mal die sicher ironisch gemeinte Frage gestellt habe: Woher nehmt ihr eigentlich die Sicherheit, wenn sowas wie unsereiner wieder zurückkommt, daß der nicht umgedreht ist?" Christel Guillaume lächelte spöttisch, als sie das erzählte, der Schalk sitzt ihr in den Augen, sie wirkt fast mädchenhaft. Eine Antwort auf ihre Frage hat sie nie bekommen.

Bei aller Fremdheit, die nach unserer ersten Begegnung blieb – in einem bin ich mir sicher: eine Doppelagentin war Christel Guillaume bestimmt nicht. Sie hat allerdings ihr Leben lang ein doppeltes Spiel gespielt. Man wird den Eindruck nicht los, daß sie nicht sie selbst sein kann. Auf mich wirkte sie wie ein Mensch, der ständig unter dem Druck steht, nur ja richtig zu reagieren. Der stets bemüht ist, die Erwartungen anderer zu erfüllen. Das Leben mit der Lüge war ihr zur Gewohnheit geworden, zuerst in der Bundesrepublik, dann in der DDR. Denn auch hier konnte sie nicht sagen, was sie wirklich dachte, nicht ausdrücken, was sie wirklich empfand. Vor allem bei ihren Vorträgen vor Genossen, Betriebsgruppen und Nachwuchskadern des MfS. Sie mußte die Rolle einer kampferprobten Heldin spielen, die den Haß auf den Klassenfeind predigt.

Dabei war sie im Innersten davon überzeugt, daß Haß doch eigentlich das sei, wovor man sich am meisten schützen sollte. „Wenn man haßt, dann gehen doch Werte verloren." Sie wirkte sehr nachdenklich, als sie das sagte. „Es war für mich ein Schlüsselerlebnis, wie mir klar gemacht werden sollte, daß man hassen müsse. Das muß tief gewirkt haben. Ich glaubte, ich müsse diesen Haß besonders betonen, damit niemand merkt, daß es meinem Naturell total widersprach. Was auch wieder ein Beweis dafür ist, wie man in seinem ganzen Charakter doch über diese ganzen Jahrzehnte verbogen worden ist. Verbogen bis ins Alter hinein, wo man nichts mehr hundertprozentig zurückbiegen kann. Das bleibt verbogen."

Ursprünglich hatte ich vor, noch ein paar Gespräche mit ehemaligen Genossen vom Ministerium für Staatssicherheit zu führen, außerdem mit Bekannten und Freunden von Christel Guillaume.

Doch keiner wollte sich mir gegenüber äußern. Weder die Freundin noch der ehemalige Führungsoffizier noch der Betreuer vom MfS. Von ihm erhielt ich sogar eine schriftliche Absage:

„Auf Ihre direkte Frage, ob ich mich für ein Interview zur Verfügung stelle, muß ich Ihnen mitteilen, daß ich derzeit nicht daran interessiert sein kann und möchte dies folgendermaßen begründen: Jedem in diesem Land ist bekannt, zu welchem Personenkreis Frau Guillaume vorwiegend Kontakt hatte. Nach wochenlanger Arbeitslosigkeit bin ich derzeit im Öffentlichen Dienst beschäftigt und habe so täglich zu weit über hundert Menschen Kontakte. Mit diesem Job muß ich mir in sehr schwerer und konfliktreicher Arbeit monatlich 820 DM verdienen, um Leben zu können. Mit der Zustimmung zu Ihrem Anliegen würde ich meine derzeitige Existenzgrundlage sowie auch meine persönliche Sicherheit noch mehr aufs Spiel setzen, als es schon jetzt der Fall ist. Als 47jähriger Schwerbeschädigter und nun leider politisch vorbelasteter Bürger habe ich keinerlei Chancen."

Es war einsam geworden um Christel Guillaume, noch einsamer als vor der Wende. Exaltiert und trotzig brach es schließlich aus ihr heraus: „Also Stasi, das Reizwort, trifft auch auf mich zu. Das belastet. Wegen vieler Dinge, die inzwischen bekannt sind, werde ich ja schamrot. Ich habe aber auch zu den Anpassern gehört, opportunistisch, damit es mir besser geht. Ich stehe auch überhaupt nicht an, das zu sagen.
Da bin ich die letzte. Ich hab nicht die Absicht mich hinzustellen, als ein Unschuldslämmchen. Bewußt habe ich die Sicherheiten, die mir dieses Ministerium bieten konnte, in Anspruch genommen. Und ich war der Meinung, daß sie auch verpflichtet waren dazu, nach 25 Jahren Auslandseinsatz. Es ist schließlich international üblich, daß eine Fürsorgepflicht besteht."

Als ich mich an diesem Abend von Christel Guillaume verabschiedet hatte, ging ich mit dem Gefühl, daß sie ehrlich versucht hat, ihrer eigenen Wahrheit ein Stück näher zu kommen. Sie hatte ihr Leben als einen verhängnisvollen Verstrickungszusammenhang gesehen, wo politische Konstellationen, ideologische Fixierung, familiäre Zwänge, die Hörigkeit zu einem Mann und frauentypische Verhaltensmuster einander wechselseitig bedingten. Was blieb, war die Frage, wie sie mit der lebenslangen Lüge und, schlimmer noch, mit dem ständigen Verrat umgegangen ist? Ihre Meinung dazu hatte sich im Laufe der Jahre geändert. „Daß Spionage und Moral kein Pärchen ist, engumschlungen, sondern weit auseinanderklafft – die Erkenntnis habe ich. Aber es nutzt mir heute wenig. Denn es steckten damals handfeste Interessen dahinter. Ich habe die Spionage allerdings nicht als ‚Vertrauen mißbrauchen' gesehen. Ich war mir klar darüber, daß ich eine andere bin, als die Leute mich sehen, vielleicht ist es auch eine Schutzbehauptung, aber irgendeinen Schutz muß der Mensch sich ja geben."

Und nach einer langen Pause fügte sie hinzu: „Sicher, wenn Sie jetzt den Begriff „schlechtes Gewissen" haben wollen, dann sage ich ihn. Es war mir manchmal eben unangenehm."

AKTENEINSICHT –

DAS SIND UNSERE AKTEN!

Bettina Wegner hat seit einigen Jahren ihren festen Stammplatz in der Liedermacher-Szene. Einfühlsame Texte, verknüpft mit literarischem Können, halten ihr Publikum zusammen. Sie singt vom Lebensanspruch des Einzelnen, kämpft gegen Verständnislosigkeit und Unmenschlichkeit, gegen Gefühlsarmut unserer Gesellschaft und die Unfähigkeit, miteinander umzugehen.

Bettina Wegner wird 1947 in West-Berlin geboren. Nach Gründung der DDR im Jahre 1949 ziehen ihre Eltern als überzeugte Kommunisten – in den Ost-Teil der Stadt. Bettina wird Bibliotheks-Facharbeiterin und besucht ab 1966 die Berliner Schauspielschule.

Als sie 1968 Flugblätter gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die CSSR verteilt, wird sie verhaftet und von der Schauspielschule gefeuert. Ihre Haftstrafe wird schließlich zur Bewährung ausgesetzt; sie darf sich in der Produktion bewähren, als Siebdruckerin in einer Fabrik.

Mit Freunden gründet sie den „Oktoberklub" und schließt sich der literarischen Gesangsgruppe „Pankow" an. Auf der Abendschule macht sie das Abitur nach und bewirbt sich für einen Studienplatz für Theaterwissenschaften. Die Funktionäre lehnen ab; Bettina arbeitet wieder in der Bibliothek. 1971/72 studiert sie am Zentralen Studio für Unterhaltungskunst und erhält das Diplom einer „staatlich geprüften Schlagersängerin" und den für DDR-Künstler so wichtigen Berufsausweis. Erst dieser berechtigt einen Künstler überhaupt zu öffentlichen Auftritten.

Bettina Wegner leitet eine Veranstaltungsreihe, den „Eintopp". Es gibt Literatur, Musik und Gespräche; die Leute stehen Schlange. Hier treten Pop- und Jazzgruppen, Liedermacher und Schauspieler auf. Es lesen Stefan Heym, Christa Wolf, Klaus Schlesinger, Ulli Plenzdorf, Jürgen Fuchs, Dieter Schubert, Thomas Brasch, Volker Braun und viele andere. Sie alle nehmen kein Blatt vor den Mund. Der Kreis wird verboten, der „Eintopp" dichtgemacht.

Doch die Künstler geben nicht auf; es entsteht der „Kramladen". Auch diese Reihe ist wichtig und beliebt. Wieder schlägt der Staat zurück und schließt den „Kramladen" – „aus technischen Gründen".

Immer öfter eckt Bettina Wegner bei den staatlichen Funktionären an. Das übliche Verfahren setzt ein: die Auftrittsmöglichkeiten werden immer weniger, Berufsverbot, Auftritte in Kirchen, Schikanen, Übersiedlung mit ihren Kindern in den Westen (1983).

Der kurze Weg von Ost-Berlin nach West-Berlin wird für Bettina zum steinigen Weg in ein anderes Land. Von Deutschland nach Deutschland ein Katzensprung. Bettina wird zur Heimatlosen. Sie will nicht hier sein und will nicht zurück.

Entwurzelt steht sie im Dschungel unserer Gesellschaft, einer Ellenbogen-Gesellschaft mit beschränkter Haftung für Vergangenheit und Zukunft. Bettina kann sich nicht damit abfinden, nun auch fortgegangen zu sein. Ihr „Lied für meine weggegangenen Freunde" wird zum „Lied für meine verlassenen Freunde". Sie singt vom „Heimweh nach der Heimat" und weiß doch nicht, wo das ist…

Hier tritt Bettina seit der Wende wieder mit großem Erfolg in vollen Sälen auf. Vor und nach dieser Wende ist Bettina zunächst wie gelähmt. Sie ist nicht in der Lage, die Ereignisse in ihrem Land zu verarbeiten. Unfaßbar erscheint ihr das, was an Machenschaften des alten Regimes aufgedeckt wird, aber auch das, was schließlich aus der Chance eines Neuanfangs gemacht wird. Ein Land wird von der politischen Landkarte wegradiert und erhält ohne jedes Wenn und Aber das System des Westens übergestülpt.

Auf die Frage der Journalistin, wie sie die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten sehe, antwortete sie: „Ich schiele!" Und, als die Journalistin nachhakt: „Ein Auge sieht rot, das andere sieht schwarz."

(aus dem Vorwort: „Es ist so wenig – Lieder, Texte, Noten", 1992)

Du hast 1992 etliche Wochen, man kann schon fast sagen Monate, damit zugebracht, deine Stasi-Akte zu lesen. Was gab es für dich an Emotionen und Erkenntnissen?

Also die ersten vier Tage, da ging es nur ans Heulen, ich konnte da nicht allein hin, ich konnte da nicht alleine weg, also ich mußte abgeholt werden... Ja, und je länger ich damit beschäftigt war, desto größer wurde die Trauer, also die Enttäuschung und die Verletzung, daß sich eben aus den Akten auch rauslesen ließ, welche Leute, die mir nahestanden, sich da haben mißbrauchen lassen als IM. Die Verletzungen sind bis heute nicht weg. Aber inzwischen hab ich die Akten durchgearbeitet, hab kopiert, hab gelocht und hab so über diese Arbeit – in mir sitzt ja noch die kleine Bibliotheksfacharbeiterin, die sitzt tief in meiner Seele – über das wirklich Damit-Arbeiten mich ein bißchen auch über die Verletzungen retten können.

Gab es große Enttäuschungen?

Ja, richtig dolle Verletzungen, nicht nur Enttäuschungen. Verletzungen. Es ging über Enttäuschungen weit hinaus.

Ich habe jetzt hier bei dir in deinen Akten geblättert. Da habe ich gemerkt, daß es da auch etliche komische Passagen gibt. Die haben wie die Blöden alles gesammelt und niedergeschrieben, auch viele Sachen, die eigentlich richtig lächerlich sind.

Ja, sie hatten IM, die haben ihnen die tollsten Lügengeschichten erzählt. Und dann später, weißt du, dann gab es IM, die waren auf uns angesetzt und haben uns ausgehorcht, den Klaus Schlesinger, meinen geschiedenen Mann, und mich, und haben Bericht erstattet, total, da ist jedes Wort richtig, und dann haben sie ihren eigenen Salm dazugegeben und haben gesagt: „Mensch, so könnt ihr mit Kulturschaffenden nicht umgehen, was denen passiert, was die erzählen, ihr treibt ja alle weg, ihr macht ja alle unzufrieden."

Wer hat das gesagt?

Na, die IM. Und dann steht darunter von ihren Auftraggebern geschrieben: „Unzuverlässiger IM. Mehrmals zu überprüfen". Dann kommen Berichte von Leuten, die vom ersten bis zum letzten Satz gelogen sind. Also zum Beispiel eine Frau, die nach ihrem Bericht meine beste Freundin gewesen sein will. Diese Dame hab ich nur einmal in meinem Leben überhaupt registriert. Sie legt mir Worte in den Mund, die ich nie benutzt hätte: „Ich lade Sie zu einem gemütlichen Schwätzchen ein und bewirte sie mit Kaffee und Kuchen." Wo ich doch in meinem Haushalt nie Kuchen hab. Keiner von uns ißt Kuchen. Also von hinten bis vorne gelogen, zusammengezimmert. Unter diesem IM-Bericht steht dann: „Äußerst zuverlässiger IM"

Warum machten sie so verlogene Berichte? Um sich wichtigzumachen?

In der Psyche der Leute ist mir nur klargeworden, was tragisch für sie ist, weniger für mich, daß sie ihre eigenen psychischen Defizite in dich pakken. Also wenn einer sehr eitel ist, sagt er über mich, ich sei neidisch, weil ich nicht die Karriere machen konnte, die ich wollte. Bei Leuten, die eine Erwartung an eine politische und kulturelle Beachtung hatten, finde ich dann die Sachen, die sie bedrückt haben, mir zugeschrieben.

Für sie warst Du ein Medium, um sich selbst wichtigzumachen.

Ja, und ihren ganzen Frust eigentlich mir zu übergeben. Also ich war neidisch, ich war politisch dumm und ungebildet, und meine ganzen Aktivitäten dienten wohl dazu, mich wichtigzumachen. So jedenfalls versuchen sie es darzustellen.

Das ist die erste Seite der Sache. So lächerlich manche Aussagen, manche Akten auch sein mögen – es hat schlimme Folgen gehabt.

In Städten, wo Veranstaltungen vertraglich mit Josh Selhorn oder durch ihn für uns fest abgeschlossen waren, ist die Stasi hingegangen und hat gesagt: „Veranstaltung ist zu verhindern. So das nicht mehr möglich ist, muß sie begleitet und kontrolliert werden." So war es nicht nur einmal, sondern bei jeder unserer Veranstaltungen in den letzten Jahren, bevor ich dann überhaupt nicht mehr auftreten durfte.

Und dahinter steckt auch ein ganzes System. Du hast mir erzählt von den Vorschlägen der Stasi an den Staat, wie man gegen dich vorgehen sollte.

Ja, damals haben wir viel gegrübelt und zeitweise das Gefühl gehabt, daß das MfS schon „Staat im Staate" sei und gemacht hat, was es wollte, die Regierung und die Partei es schon gar nicht mehr richtig wüßten, was da vorgeht. So war

Vertrauliche Verschlußsache
MfS 008 Nr. 1300/72

es aber nicht. Ihre gesammelte Scheiße hat die Stasi der Partei angeboten. Sie war also wirklich „Schild und Schwert der Partei". So sehe ich das inzwischen. Die Stasi hat ausgearbeitet, was man mit uns machen kann, und hat das der Partei angeboten. Das bekamen dann eben Herr Höpcke, Herr Hager oder – ich weiß nicht, wie sie alle hießen – Bauer in der Bezirksleitung. So steht es da, du kannst es schön am Verteiler lesen. Da waren einfach mal fünf Paragraphen für mich vorbereitet.

Kannst du die mal sagen, die fünf?

Ich kann die Paragraphen jetzt nicht aus dem Kopf hersagen. Ich kann nur sagen, was sie ausdrücken. Das eine war terroristische Gruppenbildung, das zweite war staatsfeindliche Hetze, das dritte Kontaktaufnahme zu DDR-feindlich gesinnten Institutionen und Personen, eines war Zoll- und Devisenvergehen und das fünfte hab ich schon vergessen. Das ist doch ein gutes Zeichen. Das war belanglos. Aber eigentlich stimmte keiner der „Anklagepunkte".

Das waren also Vorschläge vom MfS. Es ging letztlich darum, dich aus der DDR rauszukriegen?

Das betraf die Jahre von 1980 bis 1983. Bestätigt hat mir das ein Mitarbeiter des MfS, der sich bereitgefunden hat, mit mir zu reden. Es war ein Mitarbeiter, der in Klaus' und meinem Fall die ganze Sache in der Hand hatte. Er war das unterste Glied in der Kette, muß man hinzufügen. Die oberen Glieder pissen sich alle irgendwie in den Wind, die reden gar nicht mit einem. Der Mitarbeiter, mit dem ich gesprochen habe, hatte das Bedürfnis, auch zu reden mit den Leuten, die er damals „bearbeitet" hat. Er hat mir gesagt, daß sie richtig sauer auf mich geworden sind, weil ich mit meinem Paß, den ich gekriegt habe – das war ja auch ein Bestechungsmoment –, nicht in den Westen gezogen bin, sondern einfach nach wie vor mit den Kindern in der Leipziger Straße wohnen geblieben bin. Also ich bin nicht umgezogen.

Das heißt, du wolltest eigentlich in der DDR bleiben ?

Ich wollte in der DDR bleiben. Bis zum bitteren Ende wäre ich gerne dort geblieben.

Mehr noch, du wolltest ja, als alles zusammenkrachte, noch einen Antrag stellen, wieder DDR-Bürgerin zu werden?

Ja, das war aber noch vor der Währungsunion. Danach war ja alles gelaufen, da brauchte ich keinen Antrag mehr zu stellen, daß ich Bürger unter Bürgern bin, in Klatschdeutschland oder was weiß ich. Ja, ich hatte den Antrag gestellt. Aber die Beantwortungszeit hat sich dann so langgezogen, daß sie die DDR überlebt hat.

Noch einmal: die Zielstellung vom MfS und dahinter natürlich der SED war nicht, dich hinter Gitter zu bringen mit irgendwelchen Paragraphen, sondern dir das nur anzudrohen, damit du gehst?

Ja, ein Ermittlungsverfahren einzuleiten. Aber es kommt richtig in den Schriftstücken irgendwie vor, daß ich bereits einen Grad an Bekanntheit erreicht habe, der es nicht opportun erscheinen läßt, mich einzubunkern. Ursprünglich hatte man auch diesen Gedanken, aber der kam abgelehnt von der Partei wieder an die Stasi zurück.

Aha! Also: Bitte nicht so, sondern so!

Nein, die ist inzwischen zu berühmt, die kann man nicht mehr einsperren, aber raus soll sie. Es war übrigens den hauptamtlichen Mitarbeitern untersagt, irgendwie ein persönliches Bild von uns zu kriegen. Die sollten eben alle nur berichten. Es war ihnen verboten, in Konzerte oder Lesungen von uns zu gehen. Die sollten gar keinen persönlichen Eindruck von uns kriegen. Da hätten sie gleich geschnallt, daß alles nicht stimmte, was in den Akten kam.
Ich meine die Sachbearbeiter, also die, die deine Akten führten, die, bei denen alles zusammenlief. Diese Anweisung finde ich ausgesprochen klug. In dem Moment, wo einer einen sieht, weiß er ja, daß seine Arbeit großer Unsinn ist.

Auch Selbstbetrug.

Natürlich. Er soll das Feindbild ja behalten. Und wenn ich auf der Bühne stand, dann war doch klar, daß ich kein Feind bin oder Terrorist oder weiß ich was sonst noch. Sonst müßte denen doch irgendwie das Gefühl kommen, daß ihre ganze Arbeit null und nichtig ist, für nix.

Also anders herum: Nicht die Berichte bringen Erkenntnis, daß du eigentlich ein schlimmer Gegner bist, sondern dieses

schlimme Feindbild steht bereits fest und das sollte nur untermauert werden. Dafür brauchten sie Bausteine.

Ja genau so.

Es gab ja Zeiten, wo du eben noch bekannt warst und wo du tatsächlich ins Gefängnis gekommen bist?

Das war 1968, und das ist auch wieder ulkig: Da war ich ganz fest davon überzeugt, daß ich bei denen angelaufen bin als „Fall". Nach 1968: Nein.

Ach, das war einfach vergessen?

Zwischen 1968 und 1974 war gar nichts. Sie haben mich nicht beobachtet, haben sich nichts ausgedacht. Das kam dann nur, als ich 1974 zum „Fall" wurde. Da kam lapidar an die Behörde: Ach, die hat übrigens schon mal '68 wegen staatsfeindlicher Hetze Eins-vier gekriegt.

Da ging es um Prag?

Ja, ich habe ein Jahr und vier Monate gekriegt für das Verteilen von „Hetzschriften", auf denen stand „Es lebe das Rote Prag – hoch Dubcek", „Glaubt nicht den Zeitungslügen, sonst werdet ihr mitschuldig" und „Stalin lebt".

Gleich danach hast du dein Lied „Magdalena" geschrieben ?

Ja, ich kam raus und wollte ein Lied über dieses Unrecht, über die Stasi, machen. Ich dachte: Wenn ich jetzt ein Lied mache, in dem „Mielke" oder „Stasi" drin vorkommt, sitze ich sofort wieder ein. Dazu hatte ich absolut gar keinen Trieb. Ich habe lange gegrübelt und kam dann halt auf das Bild von der Magdalena, weil das Ministerium Magdalenen- Ecke Normannenstraße ist.

Das ist doch Normannen- Ecke Ruschestraße...

Nein, das ist ein Riesenkomplex. Die Magdalenenstraße hat auch einen Haupteingang. Die hatten ganze Straßenzüge belegt. Ich saß immer zur Vernehmung in der Magdalenenstraße und da kam der Kaffee oder was mein Vernehmer immer gerade mochte aus der Normannenstraße aus der Kantine. Da kam einer aus dem Keller. Die haben da auch Tunnel gehabt und sowas.

Sag noch was zum Lied „Magdalena".

Ja, deswegen heißt das Lied „Magdalena". Was ich jetzt so irre finde, ist, daß ich schon '68 dem Mielke seine Worte vorweggenommen habe. Ich habe die „Magdalena" alle lieben lassen, also die liebt ja alle, bis sie tot sind, sie liebt zu Tode. Es ist so irre gewesen für mich, als der Mann dann dastand und sagte: „Ich liebe euch doch alle!" Da dachte ich: Mensch, das hab ich schon '68 gewußt, daß er uns alle liebt.

Die ZuhörerInnen in deinen Konzerten – du hast das Lied ja auch in der DDR gesungen –, wußten oder spürten die, was du damit eigenlich meintest?

Ja, in der DDR wußten das alle, auch in Thüringen; in Westdeutschland wußte es keiner.

Du konntest öffentlich nicht kommentieren und brauchtest das auch nicht zu tun?

Hab ich nicht gewollt, in der DDR nicht. In Westdeutschland hätte ich es kommentieren müssen. Ich hab mich gefragt, ob das Lied auch so stehen kann. In Briefen und mündlichen Gesprächen haben mir Leute immer wieder mitgeteilt, daß „Magdalena" ihr Lieblingslied sei. Und sie wissen gar nicht, was es bedeutet. Ich meine hier Westler. Also hab ich irgendwann beschlossen, daß das Lied für sich steht. Ich muß es nicht kommentieren. So nach dem Motto: Geschieden bist du, aber über den Mann darfst zu Fremden nichts Schlechtes sagen, nur ihm sage ich es. Das war immer meine Methode.

Der Zuhörer merkt etwas Bedrohliches, selbst wenn es bei ihm keine Stasi-Bekanntschaft beziehungsweise Stasi-Erkenntnis gibt.

Ja, und die Stasi hat es auch gewußt. Kommt ja auch in den Akten vor. Ulkigerweise haben sie dieses Lied niemals so gefährlich bewertet wie zum Beispiel das Männerlied.

Das ist doch vergleichsweise harmlos!

Das ist ein Witz; das war ein lustiges Lied, weiter nichts, während „Magdalena" wirklich bedrohlich ist. Nein, das Männerlied sahen sie als Wehrkraftzersetzung und als ganz schlimm an. Und mit dem Tod hatte ich es ja überhaupt. Ich wollte eigentlich alle aufrufen, kollektiven Selbstmord zu betreiben. So jedenfalls sah es die Stasi.

Ja, du bist ja sozusagen „pessimistisch-destruktiv".

Und „feindlich negativ".

Wozu es von dir die schöne Aussage gibt, das sei eben Arbeitsteilung. Die anderen Liedermacher haben unsere Zeit im wesentlichen optimistisch besungen und du hast die andere Sicht artikuliert. Es ist übrigens lustig, wie einzelne Lieder von dir von den Spitzeln interpretiert werden. Zum Teil haben sie sie völlig mißverstanden und dann in einer mehr als putzigen Art kommentiert. Zu etwas anderem: Es gibt mittlerweile eine große Diskussion darüber, wie es denn nun überhaupt mit dem Wahrheitsgehalt der Stasi-Akten bestellt sei. Wenn man deine Akten durchsieht, kommen einem Zweifel am Wahrheitsgehalt.

Das Einzige, was du aus den Akten herauslesen kannst, ist, was sie wollten. Insofern haben sie für mich schon eine gewisse Beweiskraft. Es kommt ganz klar raus, was sie wollten mit mir. Das zweite ist die Erkenntnis, daß durch die Art und Weise, wie ein IM über dich berichtet hat – egal, ob gelogen oder nicht – einfach viel von deinem Seelenleben auffliegt. Den einzigen Wahrheitsgehalt, den die Akten für mich haben, ist der, daß dieses Ministerium sich selber ungeheuer wichtig genommen hat.

Jetzt gibt es die Argumentation: Die Stasi-Akten können nicht falsch sein, weil die Stasi sich ja nicht selbst belügen wird.

Quatsch, völliger Quatsch. Halte ich für völligen Blödsinn, weil ganz eindeutig zum Beispiel die unterschiedlichen Abteilungen abgeschottet voneinander gearbeitet haben. Manchmal kommen die Berichte von einer Kirchenabteilung, weil ich am Ende fast nur noch in Kirchen singen durfte, die kommen dann in die Kultur, innerhalb der Stasi. Das heißt aber nicht, daß die Kulturleute mit den Kirchenleuten reden, sondern die kriegen nur die Berichte. Da ging nicht eine Gruppe zur anderen und sagte: „Da überschneidet sich noch was, jetzt arbeiten wir mal zusammen." Das gab es nicht. Du warst entweder XX/7, XX/2 oder XX/9 und die haben dann ihre Berichte an die bearbeitende Abteilung weitergeleitet.

Und die haben nie mir dir Kontakt gesucht?

Ich habe mit denen Kontakt gesucht. Zum Beispiel mit Bauer von der Bezirksleitung.

Warst du mal bei einem Gespräch bei Hager oder so?

Nein, bei Hager nicht, das war zu hoch. Da bin ich nicht rangekommen. Aber Bauer schon, Bezirksleitung. Das Absurde war, daß dann für bestimmte Veranstaltungen sogar eine Hilfe kam. Ich bin also immer wieder mit meinem Beschwerdezettel da angerollt und habe gesagt: „Da ist wieder ein Wasserrohrbruch… Da gibt es wieder organisatorische oder technische Gründe…"

Also angebliche Gründe für das Absagen von vereinbarten Veranstaltungen ?

Die Veranstaltungsverbote wurden getarnt. Aber die Partei war für mich damals – so schien es jedenfalls – eigentlich noch jemand, der Hilfe geboten hat.

Kann das deswegen sein, weil sie um ein gutes Image bemüht waren? Oder welche Rolle haben sie gespielt?

Ich mach mir nicht ihren Kopf, den will ich nicht haben. Ich will nicht in ihren Schablonen denken. Ich will übrigens auch nicht denken, daß jeder IM schon gleich zu Tode gedonnert wird. Das behalte ich mir auch vor, jeden Menschen unterschiedlich für mich selber zu beurteilen. Es sind doch auch nicht alles Schweine gewesen. Heute ist mir klar, daß die Stasi eben Zulieferer für die Partei war. Der Wahrheitsgehalt als solcher, das, was in den Stasi-Akten über dich drinsteht, ist Mumpitz.

Aber im wesentlichen zu erkennen ist die Grundauffassung und wie sie die belegen wollen.

Was sie damit machen wollen – genau. Und da hört dann eben der Spaß auf, da kann man dann auch gar nicht mehr lachen, wenn ich denke, daß sie ja doch eben durch ihre Arbeit in unser Leben eingegriffen haben. Ob über Wanzen, Zersetzungspläne oder Telefonabhörgeschichten: Sie haben sich einfach eingemischt in unser Leben. Man kann nicht sagen, sie sind mir am Arsch vorbeigegangen, ich habe das geschafft, sie überhaupt nicht zu beachten. Das ist nicht wahr. Sie haben unser Leben oftmals sogar bestimmt.

Aber das war dir doch schon zum Teil vor deiner Akteneinsicht bewußt . Was hat die Akteneinsicht in dieser Beziehung oder überhaupt Neues gebracht?

Ich habe meine Ruhe gefunden.
Ich glaube, viele machen den Fehler, bloß mit der Frage zu lesen : Wer war es denn nun, der mich bespitzelt hat?

Also letztlich mit Rachegelüsten?

Auch Macht spielt da eine Rolle.
Ich sehe jetzt schon wieder Richter rumlaufen. Ich will diese Rolle nicht spielen. Ich wollte damals kein Richter sein und will mich auch heute nicht betätigen als solcher. Die ihre Akten nur angucken unter dem Aspekt „Wer von meinen Kumpels war ein Schwein?", sollte lieber fragen: „Wer war es denn nicht?" Da ist ja auch was Schönes bei herausgekommen. Ich hatte so viele Freunde, und so viele waren keine Schweine. Wir saßen in diesem kleinen Stall DDR und jeder kannte jeden. Immer gab es mal jemanden, der was Komisches gesagt hat und der damit Verdacht auf sich zog. Es war prima, herauszufinden, wie viele zu Unrecht verdächtigt wurden, ein Spitzel zu sein. Wie viele sie versucht haben zu kriegen, und dann stand unter ihrer Akte: „Nicht zu gebrauchen, Anwerberversuch wurde aufgegeben."

Hattest du bei vielen Verdacht, der sich nun als gegenstandlos erwies?

Jeder fiel mal irgendwie auf durch einen schiefen Satz oder so. Nein, ich hatte eigentlich niemanden verdächtigt. Doch ich muß sagen, daß welche dabei waren.

Andere sind mißtrauischer als du.
Sie werden jetzt erfreut über manche sagen: „Gott sei Dank, ich habe mich geirrt."

Ich denke, daß man die Akten auch so lesen muß, daß man sich nicht nur Enttäuschungen und Verletzungen holt, sondern auch die beglückende Erkenntnis, wie viele nicht mitgemacht haben.

War die Akteneinsicht für dich anstrengend?

Das war eine Schweißarbeit.

Hat sie dein Leben verändert?

Nein.

Du wolltest es einfach mal wissen.
Nun ist es genug, nun geht's weiter, ja?

Ich wollte auch meine Ruhe. Für meine Ruhe brauchte ich die Akteneinsicht. Ich hatte immer das Gefühl, daß die mir ein Stück Leben geklaut haben und das wollte ich wiederhaben. Mein Leben verändert? Nein. Das einzige, was ich wirklich mit großem Schrecken mitgekriegt habe oder empfunden habe, war, wie frech ich damals war. Wenn ich mit Freunden oder mit meiner Schwester telefoniert habe, fingen wir ja erst mal so an: „Na, hoffentlich sind die ganz Impotenten wieder dran und drin. Ich hab heute sechs Bomben gebaut. Und du?" Ich muß dir sagen: Wenn ich gewußt hätte, welchen Aufwand, welche Energie, welche Arbeitskraft die verschwendet haben, Sachen zu konstruieren, die überhaupt nicht relevant waren, ich hätte mich nicht getraut zu sagen, daß ich heute wieder sechs Bomben gebaut hätte, echt nicht, wenn ich gewußt hätte, wie ernst die das alles nehmen.

Haben sie es wirklich ernst genommen?

Ich weiß das doch nicht. Das ist es eben: Irgendwie haben sie es selber gewußt, daß sie Idioten sind.

Das ist doch eine richtige Schizophrenie bei denen gewesen?

Ja, das glaube ich auch. In dem gleichen Telefonabhörprotokoll stand übrigens drin, meine Schwester habe dann geantwortet, sie hätte heute leider keine Zeit, eine Bombe zu bauen weil sie mit einem ihrer Kinder in der Psychiatrie war. Da wären Zustände, die nicht mehr von dieser Welt sind. Darauf kommt dann: „Als Antwort lachte Bettina schallend und sagt: ‚Da werden sie ja bald selber alle hinkommen, wenn sie ihre Schizophrenie ausheilen müssen, und dann werden sie wissen, wie die Zustände sind.'" Also ja, man hat es gewußt, aber nicht den Grad; ich habe nicht im leisesten geahnt, welches Ausmaß das annahm. Die DDR mußte folgerichtig zusammenbrechen, wenn so viel Energie, Arbeitskraft verschwendet wurde. Ja, sie ist weg. Wenn ich nun auf der einen Seite die Satisfaktion gekriegt habe, daß ich meine eigenen Akten einsehen und kopieren durfte, beunruhigt mich auf der anderen Seite die Frage „Wer kriegt meine Akten?" Also wenn jetzt irgendwie Historiker kommen, hätte ich gar nichts dagegen. Wobei ich allerdings der Meinung bin, daß sie mich erst einmal um Erlaubnis fragen müssen. Ich war bei Herrn Gauck. Und wenn es Herrn Gauck nicht mehr gibt, auf dem nun alle rumtrampeln und über den alle sagen: „Der ist der Oberidiot!", wer kommt denn dann? Wenn Herr Gauck nicht mehr da ist, wo kommen dann die Akten hin?

Ins Bundesarchiv, nehme ich an.

Das befürchte ich auch. Und da muß ich ganz einfach sagen: Mir wird schlecht dabei, daß die Stasi so eine hervorragende Vorarbeit für die Arschlöcher geliefert hat. Also für mich sind die Geheimdienste alle eins. Ich finde, eigentlich müßten wir unsere Originalakten in die Hand kriegen, und jeder von uns müßte entscheiden können, wem man sie zugänglich macht und wem nicht. Ich möchte nicht, daß meine Akten dann irgendwo in Westdeutschland stehen.

Hast du schon Erfahrungen mit dem Verfassungsschutz oder mit ähnlichen Institutionen gehabt?

Ja, ich mußte doch durch Marienfelde, als ich hierher in den Westen gekommen bin; da mußte ich zum Ami, zum Engländer, zum Franzosen. Und dann waren so viele Zimmer, Arbeitsamt, Soziales, Gesundheit. Ich weiß gar nicht mehr, durch wie viele Zimmer ich gelatscht bin. Kam ich in einem Zimmer an, saß da ein Herr am Tisch, der gesagt hat: „Sie wissen, wo sie jetzt sind, ja?" Und nach der Frage wußte ich es. Vorher wußte ich es nicht, aber dann war alles klar. Und dem Herrn hab ich auch sehr klar gesagt, daß ich seine Arbeit genauso verachte wie die seiner Kollegen in der DDR, und daß bei mir nichts zu holen ist. Und so wie ich mit denen das Gespräch verweigert habe, werde ich es auch mit ihm verweigern. Und nun kommen irgendwann unter Umständen die Akten zu denen. Das paßt mir nicht. Das sind meine Akten. Das sind unsere Akten. Also ich find's Scheiße, und das ist generell so eine Sache, vor der ich mich richtig fürchte. Aber was mir ein ganz unangenehmes Gefühl macht, ist: Jetzt stehen die Akten eben bei Gauck – und wo stehen sie dann irgendwann? Das sind meine Akten. Und das ist mein Leben, das geht die gar nichts an. Wo sie noch nicht einmal diese bekloppte Arbeit der Stasi geleistet haben. Ich meine, fleißig waren sie doch, das muß man sagen. Und die kriegen das nun alles umsonst. Das ist aber meins, das steht mir zu und denen, deren Akten dort liegen. Das wollte ich gerne mal loswerden. Es kann auf den Gauck schimpfen, wer will, immerhin hat er es bis jetzt geschafft, die Akten Leuten zugänglich zu machen und die Akten da zu belassen, wo sie sind, obwohl ich einfach mal wissen möchte, was da schon rausgeholt worden ist. Ich bin nur eine kleine Sängerin, das interessiert die ja nicht so. Aber wenn da irgend etwas Interessantes anliegt, dann haben die die Akten wohl schon. Das ist im Moment das Ärgerliche an der ganzen Geschichte.

(dieses Gespräch führte J. Selhorn für „Horch und Guck")

RUTH MISSELWITZ IM GESPRÄCH

GESPRÄCH MIT RUTH MISSELWITZ, PASTORIN, FRIEDENSKREIS BERLIN-PANKOW

Ruth Misselwitz wurde als 4. Kind von 5 Kindern eines Pfarrers und einer traditionellen Pfarrfrau 1952 in Zützen bei Cottbus geboren.

Nach dem Abitur begann sie auf Mutters Rat eine Krankenschwesterausbildung im Hedwigskrankenhaus. Hier sollte sie etwas fürs Leben lernen, um später als Theologin ihre Brötchen mit einem „richtigen Beruf" verdienen zu können. Die Kirche würde eines Tages ihre Angestellten nicht mehr ernähren können. Jedoch lange hielt sie es dort nicht. Ein Jahr später begann sie ihr Theologiestudium an der Berliner Humboldt-Uni.

Weibblick: Das heißt, PastorInnen hätten ehrenamtlich arbeiten müssen.

R. Misselwitz: Genau. In anderen Ländern ist das durchaus üblich.

Warum haben Sie sich für die Uni und nicht für die Alternative „Sprachenkonvikt" entschieden? Wie kam es zur Gründung des „Friedenskreises"?

Wir hörten immer wieder den Vorwurf, die Kirche würde auf einer grünen Insel leben und wir wüßten nichts vom wirklichen Leben. Also entschied ich mich für die direkte Auseinandersetzung. Ich bekam meine zwei Kinder während des Studiums. Daraufhin blieb ich erst einmal drei Jahre zu Hause. Mein Mann war damals noch Biophysiker mit einer Aspirantur in der Herz-Kreislaufforschung in Berlin-Buch. Danach arbeitete er in der Pharmakologie, im Gebiet Psychopharmaka an der Humboldt-Uni. Er hörte dort auf und studierte am Sprachenkonvikt Theologie. Er wußte nicht mehr, wem diese Untersuchungsergebnisse zugeführt wurden. 1981 habe ich in der Gemeinde Pankow als Pastorin angefangen. Zu diesem Zeitpunkt gründeten wir den Friedenskreis, der bis heute noch besteht.

Sind die Leute aus der Gründungszeit noch dabei?

Zum Teil ja. Viele sind auch weggeblieben. Mitbegründer waren damals beispielsweise Freya Klier, Vera und Knut Wollenberger.

Was hat den Kreis damals für die Stasi interessant gemacht?

Wir hatten uns unter dem Vorzeichen der drohenden Raketenstationierung zusammengefunden. Wir bemühten uns von Anfang an um eine Dreiteilung in Umwelt, Gerechtigkeit und Dritte Welt. Zum Beispiel gründeten wir einen Friedenserziehungskreis, machten Ausstellungen in der Kirche über ökologisches Handeln im Haushalt, suchten in Schulbüchern nach Feindbildern. Dann hatten wir natürlich Kontakte zu ausländischen Friedensgruppen, besonders nach Holland oder zur interkonventionellen Friedensbewegung. Gleichzeitig unterstützten wir ständig ein Hospital in Afrika mit Verbandsmaterial. Für uns stand die Beziehung zwischen Ost-West-Süd im Mittelpunkt. Natürlich haben wir auch auf landesinnere Mißstände hingewiesen, z. B. haben wir einen Brief an den Bundestag gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen geschrieben. Nach dem sich der Bundestag für die Stationierung entschieden hatte, zog die DDR nach. Daraufhin schrieben wir einen Brief an unserer Regierung mit der Forderung, doch einseitige Abrüstungsschritte zu wagen und trotz alledem nicht zu stationieren. Das war der Auslöser für die staatlichen Stellen, uns besondere Aufmerksamkeit zuteil weren zu lassen. Hoffmann hatte gegenüber Krusche geäußert, unser Friedenskreis wäre Zentrum der Opposition. Wir seien Keiltreibende zwischen der Sowjetunion und der DDR. Das war der Auslöser für die Stasiobservation.

In welcher Art und Weise?

Uns war klar, daß auch innerhalb unserer Gruppe Stasileute sein würden, doch vertraten wir immer die Ansicht, unsere Meinung jedem sagen zu können. Wir versuchten nicht darüber nachzugrübeln, um uns dadurch nicht zerfleischen zu lassen. Die andere Form war eine Offensive gegen uns. Einmal im Monat konnte jeder zu unseren offenen Friedenskreisen kommen. Ab September 1984 fanden sich dann regelmäßig 20 junge Männer mit kurz geschorenen Haaren und grünen Kutten im Gemeindesaal ein. Wir haben nach unserer Gepflogenheit jeden neuen nach dem Namen und nach seiner Tätigkeit gefragt. Diese Herren natürlich auch. Daraufhin fing der eine an: Ich heiße Lutz Lehmann, der zweite war

Lutz Meier, der dritte hieß Lutz Schulze und beim vierten Lutz haben wir nur noch ganz laut gelacht. Und seitdem hießen die bei uns immer nur die „Lutzis". Die hatten die Aufgabe, gezielt die Gesprächsatmosphäre bei uns zu zerstören. Die Leute sollten von diesem Kreis abgeschreckt werden.

Als was haben die sich selbst bezeichnet?

Als Mitglieder des Pankower Friedenskreises. Sie kamen jedesmal thematisch sehr gut vorbereitet, versuchten es inhaltlich zu kippen und versuchten das Gespräch aggressiv an sich zu reißen. Sie versuchten, alles kaputt zu machen. Und es ist ihnen zum Teil auch gelungen. Ich höre das heute noch von Leuten, die damals gerne gekommen wären, jedoch vor der Stasibelegschaft Angst hatten.

Haben Ihnen das diese Leute auch damals gesagt?

Nein.

Über welchen Zeitraum hinweg kamen die „Lutzis"?

Zwei Jahre lang hintereinander.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Wir haben den einzelnen versucht, nach seinen Gründen zu befragen. Zum Teil sind daraufhin einige weggeblieben, die wurden eben ausgewechselt. Für uns hatten wir keine Erleichterung.

Bis in welche Struktur konnten sie vordringen?

Wir hatten kleine Arbeitsgruppen, die sich jeweils zu Hause trafen. In diese wollten sie rein. Wir haben Ort und Zeit nicht mehr bekanntgegeben. Sie kamen nicht rein.

Gab es noch andere Möglichkeiten, sie auszuschalten?

Zu den offenen Abenden hatten wir uns einmal überlegt, sie zu isolieren. Wir gaben jedem Besucher eine bestimmte Farbkarte in die Hand. Jeder „Lutzi" bekam eine grüne. Die Arbeitskreise stellten wir nach der Farbe zusammen, so daß die „Lutzis" unter sich blieben. Oder wir gaben zwei Streichhölzer aus. Jeder Redebeitrag kostete ein Streichholz. In ihrem Drang, den Gesprächsverlauf zu beeinflussen, waren deren Streichhölzer bald aufgebraucht. Dann konnten wir ungestört reden.

Aus welchem Grund hörte die „Belagerung" nach zwei Jahren auf?

Wir hatten ohne vorherige Ankündigung Manfred Stolpe zu einem offenen Abend eingeladen. Man muß sich vorstellen, daß immer noch zwei, drei ältere Herren im Raum saßen, um ihre Jungs mit Kopfnicken zu dirigieren. Jeder hatte seine Redepassagen auf kleinen vorbereiteten Zetteln. Als wir Stolpe dazugeladen hatten, befanden wir uns auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung. Die wurden immer aggressiver und frecher. An diesem Abend wurde ein Stein durch das Fenster des Gemeindehauses geworfen. Dann kam die Horde betrunkener junger Männer rein – unter der Parole: heute Terror machen. Sie versuchten durch ihr Verhalten eine Saalschlägerei zu provozieren. Ich hatte Stolpe vorgestellt, die „Lutzis" wußten damit nichts anzufangen und grölten weiter. Nur die drei älteren Herren wurden totenbleich. Ihre Truppe konnten sie nicht mehr zurückrufen. So lief das die gesamte Zeit über. Stolpe hatte zum Schluß den drei Herren deutlich zu verstehen gegeben, daß dies ein kirchlicher Friedenskreis sei. Er würde diese Störung nicht dulden. Sie kamen zum nächsten Mal als „Wölfe im Schafspelz" wieder. Sehr anbiederisch – alle wollten doch Frieden. Und auf einmal waren sie wie vom Erdboden verschluckt weg.

Das muß für Sie nach dieser Belastung wie ein Schock gewesen sein. Dieses Dagegenbestehenkönnen hatte sich über diese Leute personifiziert. Und plötzlich war der „Feind" als unmittelbare Person verschwunden.

Wir standen die gesamte Zeit unter solch einem Druck, daß etwas in uns zusammenfiel. Wir standen plötzlich ein Stück im Leeren und mußten uns aus der Trotzreaktion: wir lassen uns doch von denen nicht kaputt machen, erst einmal zu uns selber finden. Was wollen wir eigentlich gemeinsam machen? Hinzu kam, daß '86, '87 sich überhaupt nichts zu bewegen schien.

Wie sind Sie nach der Wende damit umgegangen?

Nach der Mauer kamen ja die ganzen Enthüllungen. Zum Beispiel Monika Haiger ist über unseren Friedenskreis erst in die Szene eingestiegen. Danach ging sie zu den Frauen für den Frieden. Die schärfsten Kämpfer – Familie Wolf,

haben uns ungeheure Energie gekostet. Sie betrieben eine Spaltungspolitik – Mißtraue dem anderen und intrigiere.

Konnten Sie sich jemand vom Hals halten?

Das war sehr schwierig. Zum einen hatte sie ja die Aufgabe, zu bleiben. Zum anderen wurde man sehr schnell selbst bei Äußerung eines Verdachtes gegenüber jemand anderen als IM betitelt. Irena Kukutz hat das einmal erzählt. Sie hatte den Verdacht bei Monika Haiger, sagte dies auch zu mehreren. Daraufhin schlug Monika Haiger zurück und sagte: Du bist von der Stasi, weil du mich verdächtigst. Das war ja für Irena Kukutz das tragische. Monika H. wurde mehr geglaubt als ihr.
Nach '89 haben wir viel darüber gesprochen. Als Möglichkeit, das irgendwie in den Griff zu bekommen, erzählten wir uns gegenseitig unsere Biografie. Es blieben diejenigen, die ihre Geschichte erzählen konnten.

Nun stellt sich von selbst die Frage: Wie kann mit den Akten umgegangen werden?

Ich wollte mir meine Akte nicht ansehen. Ich warte immer noch darauf, daß diejenigen, die gegen uns gearbeitet haben, irgendwann mal zu mir kommen. Dafür sind mir auch 50 Jahre nicht zu lang. Ich habe kein Aufklärungsbedürfnis, um zu denen zu gehen. Dann kam jedoch im Friedenskreis der Wunsch nach Einsichtnahme. Es stellte sich im nachhinein heraus, daß viele keine Akte hatten. Und das war ja auch pervers, sein Selbstwertgefühl über ein Aktenhaben zu bewerten.

Als die Stasiakten geöffnet wurden und wir hörten, wie sich die Leute gegeseitig die Zahl ihrer Akten an den Kopf warfen, wollte ich in diesem Land erst einmal nicht länger bleiben. Ich bin dann erst einmal nach Südafrika gegangen. Wir hatten dann einen Gruppenantrag gestellt, der nicht gewährt wurde. Es ist eine personengebundene Akte – also alles über meinen Mann und mich.
Und ich konnte mich dann dem nicht mehr entziehen, um zu sehen, was alle anderen zu lesen bekommen. Das war für mich so widerlich, daß ich es nur einmal gemacht habe. Hinterher habe ich mich geduscht. Die haben ja auch in unserer Ehe rumgewühlt. Wir wollten das daraufhin nicht allen zugänglich machen. Der Friedenskreis hat es akzeptiert. All jenen, die Interesse haben, geben wir unsere Erlaubnis und die können unter Abdeckung unserer persönlichen Daten einsehen.

Wie schätzen Sie den Wahrheitsgehalt der Akten ein?

Das ist für mich ein Problem.
Es gibt ja IM-Berichte, die über Gespräche berichten. Wo Äußerungen anderer über andere aufgeschrieben werden kommen Aussagen zustande, die einfach nicht stimmen. Da treten Halbwahrheiten auf – Ort und Zeit stimmen eventuell, der Inhalt jedoch nicht. Nun standen die gegenüber ihrem Führungsoffizier auch unter einem bestimmten Druck „ganz nahe zu sein" – und dieser trieb Blüten.

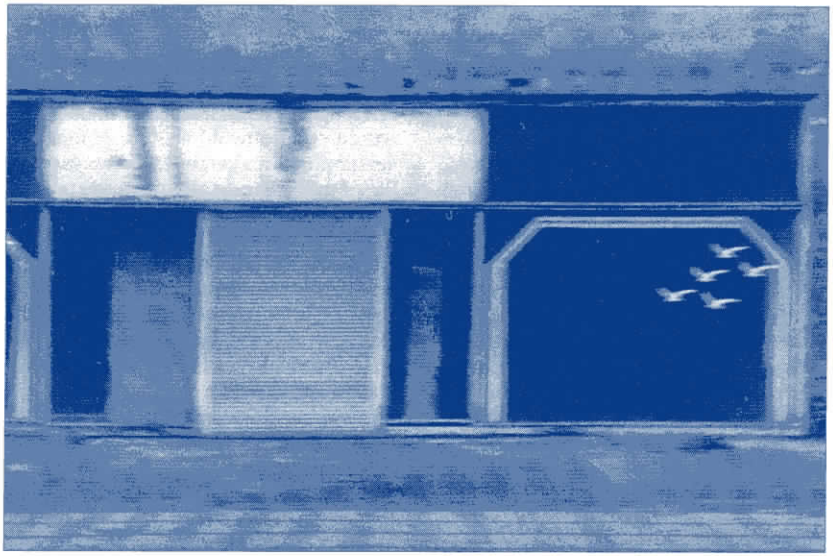
Waren vorrangig Frauen auf sie als Frau angesetzt, oder eher nach funktionalen Gesichtspunkten?

Gemischt. Ich kann mich auch an viele nicht mehr erinnern – die wurden im Laufe der Zeit auch ausgewechselt.

Wie soll Ihrer Meinung nach jetzt mit der Behörde umgegangen werden?

Ich denke nicht, daß die Akten geschlossen werden müssen. Ich denke, sie müßten einer Kontrolle unterliegen.
Wenn es nachweisliche Benachteiligungen gegeben hat, dann sollte eine Rechtsbehörde darauf Zugriff haben. Aber ich bin nicht dafür, daß es jedem zugänglich ist. Meine Problematik liegt wirklich im Wahrheitsgehalt und in meiner persönlichen Abneigung. Was im Schlamm erarbeitet wurde, gehört auch in den Schmutz. Und jetzt diesen Schmutz als Arbeitsmaterial zu nutzen, empfinde ich als absurd. Wir haben uns aus unserer Akte ein richtiges, chronologisch lückenloses Archiv über den Friedenskreis zusammengestellt.

(dieses Gespräch führte Annette Männel)



ziehungs-Bezogenheit in ihren Geschichten, im Gegensatz zum abstrakten männlichen Denken und Analysieren.

Ich vermute, daß Frauen eher ihre Stasi-Arbeit unterbrochen haben als Männer, daß sie die „Schizophrenie" nicht so lange ertragen konnten. Die, die in der Opposition waren, kamen ständig mit anderen Meinungen in Kontakt, und sie sprechen von wachsendem Unbehagen, als sie sich mit diesen Meinungen zum Teil identifizierten. Die Führungsoffiziere stimmten ihrer System-Kritik oft zu, das war Teil der Manipulation. Die Führungsoffiziere versuchten auch so zu tun, als ob das von den IM verlangte kein Betrug an Freunden war, sondern eine Art Hilfe. Ich glaube, Frauen stiegen aus, als sie den Betrug erkannten und sahen, daß sie doch andere verrieten und selber betrogen wurden. Von denen, die sich als Vater-Figuren, als Unterstützer hinstellten.

In der Aufarbeitung findet man die interessantesten Dinge. Hier handeln Frauen eindeutig anders als Männer. Die Vermutung, daß Frauen mit Gefühlen besser umgehen können, daß sie eher bereit sind, sich selbst ernsthaft anzuschauen, in sich zu gehen, finde ich hier durchweg bestätigt. Beobachterinnen schreiben eher Tagebücher, Interview-Sammlungen, mit einer starken persönlichen und selbstbefragenden Komponente. Männer beschreiben strukturelle Zusammenhänge. Das gilt sowohl für Beobachter und Journalisten als auch für Opfer und Täter. Frauen, die in der Opposition waren, erzählen von den Unterschieden ihrer Reaktionen auf IM-Entdeckungen und denen ihrer männlichen Partner. Sie fragen: Warum habe ich xy vertraut? Oder warum habe ich in diesem System so gehandelt? Ihre Männer fragen: „Wie hat das System funktioniert?" Frauen, die in der Stasi waren, (besonders die in der Opposition), machen sich zum Teil selber fertig. Männer machen das System verantwortlich.

Das sind nur grobe Umrisse; sicherlich gibt es viele Ausnahmen und viele Ergänzungen. Was mich am Ende sehr interessiert, ist das Letzt-Genannte: die Trennung der männlichen und weiblichen Ansätze. Das heißt: es ist sicherlich nötig, beides zu untersuchen, wenn es um Stasi geht: persönliche Verantwortung und systembezogene Zwänge. Aber diese Ansätze scheinen sich richtig nach Geschlecht zu verteilen. ♀

Edda Ahrberg
Theologin

Historisches Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees Sachsen-Anhalt e.V.

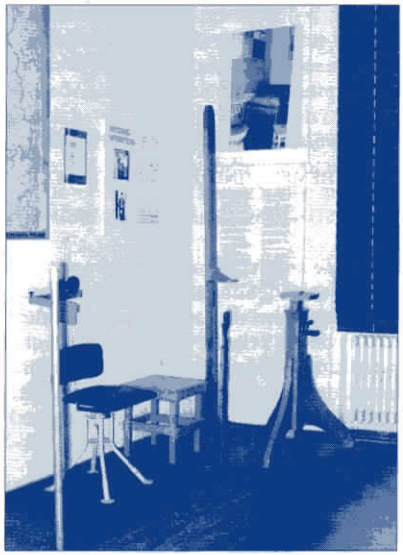
Das „Historische Dokumentationszentrum" entstand aus dem Bürgerkomitee Sachsen-Anhalt e. V. und wird heute von ihm getragen. Am 1. Januar 1992 begann das Zentrum mit seiner Arbeit. Neun Leute (über ABM finanziert) begannen es von den ersten Aufräumarbeiten an, aufzubauen. Nach und nach entstanden Bibliothek, Videothek und die Ausstellungsräume, die von allen Besuchern genutzt werden können.

Unser Ziel, über die Geschehnisse in der DDR und unsere eigenen Rolle nachzudenken, sich damit auseinanderzusetzen und vor allem mit anderen darüber zu reden, wird gerade von Jugendlichen gern angenommen.

In Gesprächen werden ihnen die Hintergründe für den Machtmißbrauch durch SED und MfS deutlich gemacht. Darüber hinaus bieten wir Projektwochen an. Theoretisches Anschauungsmaterial findet sich in der ständigen Ausstellung, der Bibliothek und der Videothek. Ergänzt wird das durch Sonderausstellungen.

Im Augenblick haben wir in Zusammenarbeit mit der Föderativen Vereinigung Zwangsausgesiedelter e.V. eine Ausstellung über die Zwangsaussiedlungen aus dem innerdeutschen Grenzgebiet 1952 und 1961 zusammengestellt. Sie informiert über die Vorbereitung und Durchführung dieser Aktionen. Sie möchte auf Verletzungen aufmerksam machen und der Hoffnung der Betroffenen auf Wiedergutmachung Sprache verleihen. Ab Mai kann sie auch als Wanderausstellung bei uns abgefordert werden.

Es wäre gut, wenn das Historische Dokumentationszentrum eine bleibende Einrichtung in Sachsen-Anhalt würde und mit festen Stellen weitergeführt werden könnte. Zum einen, weil es das einzige ist, welche sich auf solche Art und Weise mit der DDR-Vergangenheit auseinandersetzt und zum zweiten, weil hier die Voraussetzungen für eine persönliche und öffentliche Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit gegeben sind. Gerade junge Menschen kamen noch in den Genuß der „Sozialistischen Erziehung". Ihnen fällt die Umorientierung besonders schwer. Das äußert sich häufig in Aggressivität allem und jedem gegenüber. Besonders schwer haben es diejenigen, deren Eltern an maßgebender Stelle in der DDR Verantwortung trugen oder sich als inoffizieller Mitarbeiter dem



MfS verpflichteten. Hier kann durch sachliche Information Hilfestellung bei der Bewältigung vielfältiger Probleme und Beziehungsstörungen gegeben werden. Hinzu kommt, daß viele Jugendliche nicht nur psychisch in einer Notlage sind, sondern auch sozial. Um einen Rückfall in alte Strukturen, nur unter einem anderen Vorzeichen (Rechtsextremismus) vorzubeugen, ist es notwendig, die Gefahren einer Einparteienherrschaft deutlich zu machen. Aber auch die Fragen der jungen Leute können Vergangenes neu beleuchten. Wir bemühen uns im Historischen Dokumentationszentrum, durch Informationen und Gespräche Toleranz und Demokratievermögen zu fördern. Wir hoffen, daß das nicht nur ein Tropfen auf einem heißen Stein ist.

Samirah Kenawi
Projektleiterin des Archives für „Graue Literatur"

Aufstieg einer Problemgruppe
Themen- und Taktikwechsel der ostdeutschen Frauenbewegung

Am Beispiel der unabhängigen oder auch nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR will ich zeigen, was in der DDR als strukturelle Diskriminierung von Frauen empfunden wurde. Mir ist dabei bewußt, daß die Frauen der Frauenbewegung und ihre Sicht nicht repräsentativ für die Verhältnisse der DDR sind, aber vielleicht sagen gerade Gegenbewegungen mehr über die Struktur einer Gesellschaft aus, als deren Mainstream, da sie Strukturen hinterfragen und Grenzen austesten und damit sichtbar machen. Ich möchte meinen Beitrag in 3 Abschnitte gliedern:

1. Überblick über die nichtstaatliche Frauenbewegung in der DDR
2. Themen und Taktik der DDR-Frauenbewegung
3. Schlaglichter auf Themen und Taktik der neuen Frauenprojektebewegung in Ostdeutschland

1. Überblick über die nichtstaatliche Frauenbewegung in der DDR

Ich möchte vorausschicken, daß ich hier lediglich einen Arbeitsbericht liefern kann, da die Aufarbeitung der Daten und Dokumente sowie die Recherchen noch lange nicht abgeschlossen sind. Unter Frauengruppen verstehe ich im folgenden Gruppen von Frauen, die sich als solche bezeichneten und sich in mehr oder weniger regelmäßigem Turnus in ähnlicher Zusammensetzung getroffen haben. Inhaltlich sind die Gruppen schwer einzugrenzen. Die Themen reichten von Selbsthilfe und gegenseitiger Hilfe über Selbsterfahrung und die sogenannten klassischen Frauenthemen wie Partnerschaft, Kinder, Erziehung, Schwangerschaft und Gynäkologie bis zu Ökologie, Gentechnologie, Wehrdienst(-verweigerung), Militarismus, Berufsleben, Menschenrechte, Sprache, Frauen in anderen Ländern etc. Dabei hatten einige Gruppen Themenschwerpunkte wie feministische Theologie, Volksbildung oder Berufstätigkeit. In anderen wechselten die Themen. Gemeinsam war den Gruppen der Versuch einer kontextbezogenen und komplexen Themenarbeit.

Auch hinsichtlich ihrer Organisationsstruktur waren die Gruppen unterschiedlich. Hier sind zwei Hauptgruppen erkennbar. Die nicht hierarchisch organisierten Gruppen mit einem relativ festen Stamm an aktiven Frauen waren vor allem private oder am Rand der Kirche existierende Gruppen (also nicht notwendig Gemeindeglieder und nicht notwendig Gemeindegruppen). Gruppen mit einer offiziellen oder inoffiziellen Leiterin waren überwiegend mehr oder weniger fest an die Gemeinde oder die kirchliche Struktur angebunden wie Frauen- bzw. Gesprächskreise der Gemeinden oder der Arbeitskreis Feministische Theologie, wobei letzterer nicht in allen Arbeits- und Untergruppen diesem Organisationsprinzip zugeordnet werden darf. Es gab aber auch private Frauengruppen, die sich inhaltlich und organisatorisch mehr um eine Frau gruppierten. Die Grauzone ist hier noch groß.

Bisher sind ca. 100 Frauengruppen bekannt, die sich privat oder unter dem vielzitierten Dach der Kirche getroffen haben. Privat meint Wohnungen, aber auch für geschlossene Veranstaltungen genutzte Gaststätten. Kirchliche Räume meint Gemeinderäume, Kirchen, aber auch Orte kirchlicher Veranstaltungen wie Tagungsräume Evangelischer Akademien etc. Ich unterscheide fünf Strömungen in dieser Frauenbewegung, wobei ich die drei erstgenannten als Hauptströmungen bezeichnen möchte:

- die politische Frauenbewegung (vor allem die Gruppen Frauen für den Frieden)
- die Lesbenbewegung (Lesbengruppen, Arbeitskreise Homosexualität)
- die kirchliche Frauenbewegung (z. T. Frauenkreise der Kirche, Arbeitsgruppen und Arbeitskreise feministischer Theologie)
- die künstlerische Frauenbewegung (Künstlerinnengruppe Erfurt (u. a. Gabi Kachold-Stötzer) und die Gruppe Dresdner Künstlerinnen (u. a. Angela Hampel)
- die Freundinnenkreise (das meint private Frauengruppen bzw. Freundinnenkreise, die nicht unter dem Dach der Kirche organisiert waren und auch keine Arbeitszusammenhänge wie die Künstlerinnengruppen darstellten).

(Private Frauengruppen und Freundinnenkreise hat es sicher immer gegeben. Sie entstanden meist durch ähnliche familiäre oder persönliche Situationen, z. B. als Hausfrauenkreise, Mütterkreise, lesbische Selbsthilfegruppen etc., aber

auch durch Arbeitszusammenhänge. Sie bildeten oft den Kern thematischer Frauengruppen.)

Über eine wissenschaftliche Frauenbewegung außerhalb der Universitäten, das meint nichtstaatliche Zusammenschlüsse etablierter Wissenschaftlerinnen, Forscherinnen und Studentinnen ist nichts bekannt. In Einzelfällen haben sich Wissenschaftlerinnen mit ihrem Wissen in Gruppen und Strukturen der unabhängigen Frauenbewegung eingebracht.

Wieso spreche ich von einer Bewegung? Ich werde dies öfter, unter anderem auch von beteiligten Frauen, gefragt. Ich spreche von einer Bewegung, weil Frauengruppen existierten und diese in verschiedenen Netzwerken zusammengearbeitet haben. Ich spreche auch von einer Bewegung, weil diese Gruppen und Netzwerke ab 1987 eigene Rundbriefe (Periodika) herausgaben. Wenn wir uns die Chronik der Ereignisse ansehen, wird natürlich deutlich, daß die Bewegung am Anfang stand. Ich will im folgenden einen kurzen Überblick über Netzwerke, wichtige Ereignisse und Periodika geben. Es gab drei wesentliche auslösende Momente für das Sichtbarwerden und die Vernetzung von Frauengruppen in der DDR.

1. 1982 entstand als Reaktion auf das Wehrdienstgesetz (das die Mobilmachung von Frauen vorsah) die Bewegung „Frauen für den Frieden" aus der Bürgerbewegung. Zunächst entstand die Berliner Gruppe, die die Bildung weiterer Gruppen in Halle, Leipzig, Eisenach, Weimar, Dresden und Magdeburg auslöste. Diese Gruppen initiierten 1984 ein DDR-weites Frauentreffen in Halle, was danach jährlich in einer anderen Stadt stattfand und mehr und mehr zu einem wesentlichen Kommunikations- und Informationspunkt für Frauen und Frauengruppen wurde.
2. 1982 fand die erste (halb)öffentliche Diskussion zum Thema Homosexualität – innerhalb der Kirche – statt. In Vorbereitung und Folge dieses Treffens entstanden verschiedene Arbeitskreise Homosexualität, unter anderem auch die Berliner Gruppe „Homosexuelle Selbsthilfe – Lesben in der Kirche". Diese Gruppen trafen sich ab 1984 jährlich in verschiedenen Städten zu den „Mitarbeiter(Innen)-treffen kirchlicher Arbeitskreise Homosexualität". 1985 bis 1987 fanden die „Dresdner Frauenfeste" statt, zu denen die Lesben des „Kirchlichen Arbeitskreises Homosexualität Dresden" die DDR-Lesbengruppen (und andere Frauengruppen und interessierte Frauen) einluden. Weitere Lesbenfeste, Lesbenwerkstätten, Lesbenschreibwerkstätten etc. fanden 1987 bis 1989 in verschiedenen Städten und Dörfern statt.
3. Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre liefen die ersten (halb)öffentlichen Diskussionen über Feminismus und feministische Theologie innerhalb der Kirche. 1982 entstand die erste (bekannte) Arbeitsgruppe zu feministischer Theologie innerhalb der Kirche. 1985 fand die erste Werkstatt zu feministischer Theologie in Hirschluch statt. 1987 wurde der Arbeitskreis Feministische Theologie als landesweiter Zusammenschluß gegründet, der jährlich eine überregionale Tagung durchführte.

Es entstanden und entwickelten sich also verschiedene Netzwerke, die vor allem durch Personalunion in den verschiedenen Gruppen miteinander kommunizierten. Sie verflochten sich zunehmend miteinander und bestanden bis Ende der 80er Jahre vor allem aus Treffen unterschiedlichster Art, also aus mündlicher Kommunikation.

Wichtige überregionale Treffen waren:
- die Friedensfrauentreffen, 1984–1989, jährlich (anwesend waren anfangs 60, später bis zu 300 Frauen)
- die Dresdner Frauenfeste, 1985–1987, jährlich (durchschnittlich ca. 300 Frauen anwesend)
- die Frauenseminare in Wilkau-Haßlau 1984 bis heute, jährlich (hier entstand 1986 die Idee für den ersten Frauenrundbrief „Lila Band")
- die Lesbenwerkstätten, 1988–1989
- die Kirchentage der Evangelischen Kirche, ab 1987 jährlich (ab 1987 gab es auf jedem Kirchentage ein Frauenforum, das von Frauengruppen ausgerichtet wurde)

Darüber hinaus gab es eine Reihe regionaler Frauentreffen und gemeinsame Treffen mit anderen Gruppen der Bürger(innen)bewegung. 1987 erschien mit dem „Lila Band" der erste Frauenrundbrief. Er erschien unregelmäßig halbjährlich als Rundbrief christlicher Frauengruppen. Es folgten „Das Netz" (ab '88 etwa halbjährlich, Rundbrief des Arbeitskreises Feministische Theologie) und „Frau Anders" (ab '89 alle zwei Monate, Rundbrief der Lesbengruppen).

Organisiert und unterhalten wurde dieses Netzwerk ehrenamtlich ohne staat-

liche Subventionen oder sonstige Zuschüsse. Die Treffen wurden aus den Teilnahmebeiträgen voll finanziert, die zwischen 15,- und 20,- Mark (für ein Wochenende) lagen. Darin enthalten waren Unterkünfte, Raummieten, Honorare, Essen, Ausgestaltung, Bürobedarf etc., wobei natürlich ein Teil der Leistungen bargeldlos erbracht wurde.

Die verschiedenen Rundbriefe wurden durch ehrenamtliche Arbeit der Frauen, durch die Evangelische Kirche und durch Spenden der Frauen und Frauengruppen getragen. „Frau Anders" wurde zusätzlich durch Verkaufserlöse, Subbotniks und Spendenaktionen aus dem Westen finanziert.
Soweit ein grober Überblick über die nichtstaatliche Frauenbewegung in der DDR.

2. Themen und Taktik der DDR-Frauenbewegung

2.1 Zu den Themen

Ich erspare mir die Beschreibung des Kontextes, in dem Frauenbewegung in der DDR agierte. Schlagworte hierzu sind Informationsmonopol des Staates, fehlende Öffentlichkeit und begrenzte innerkirchliche Publikationsmöglichkeiten. Es ist hier auch nicht die Zeit, die Themen der Frauenbewegung in der DDR im einzelnen zu analysieren. Ich will mich darauf beschränken, einige Bemerkungen zu Themen und Themenwahl innerhalb der nichtstaatlichen Frauenbewegung zu machen.
Die Themen hatten mehrheitlich einen konkreten Bezug zum Leben der Frauen. Klar ist das bei Themen wie Erziehung und Schwangerschaft. Aber auch Themen wie Wehrdienst, Ökologie und Berufstätigkeit hatten ihren Ansatz in den konkreten Erfahrungen der Frauen. So wurde Wehrdienst in Frauengruppen zum Thema, als Frauen aufgrund des neuen Wehrdienstgesetzes mobilgemacht wurden. Ein Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit Umweltproblemen war die Erkrankung der eigenen Kinder, und die Auseinandersetzung mit Beruf und Arbeitswelt geschah vor dem Hintergrund der Doppel- und Dreifachbelastung von Frauen. Ihre Forderung nach inhaltlicher und struktureller Reformierung der Arbeitswelt fußte in dem Wunsch, soziale Bedürfnisse und berufliche Vorstellungen unter einen Hut zu bekommen.

Die Herangehensweise war daher oft von den persönlichen Erfahrungen geprägt. Die Zielvorstellungen orientierten sich am Machbaren und sahen konkrete Lösungswege vor. Die Forderungen spiegelten einen gesamtgesellschaftlichen Lösungsanspruch wider. Ich zitiere hierzu aus einer Studie von Katrin Bastian, Eva Labsch und Sylvia Müller mit dem Titel „Zur Situiation von Frauen als Arbeitskraft in der DDR", erschienen in „Kontext" im September 1989. Herausgeber dieses Rundbriefes war die Evangelische Bekenntnisgemeinde Berlin-Treptow.

„Ein Abtrennen der Emanzipationsproblematik von ihrem sozialökonomischen Hintergrund verhindert langfristig eine Lösung der bestehenden gesellschaftlichen Widersprüche. Als Durchgangsphase – zum Beispiel um der Überschaubarkeit oder Intensität der Erfahrungen willen – hat eine bewußte Ausgrenzung bestimmter Bereiche durchaus Sinn. So zum Beispiel das Entstehen einer Frauenbewegung oder der Versuch, über Quoten zu einer frauengerechteren Politik zu gelangen. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß derartige Versuche, über Reformen und Teilschritte Veränderungen herbeizuführen, ihre Grenze haben in den herrschenden politisch-ökonomischen Machtverhältnissen.
So ist es zum Beispiel möglich, daß Quotenregelung formal zu einem gleichen Anteil von Frauen und Männern in leitenden Positionen führt. Eine qualitative Änderung der Wertmaßstäbe in Politik und Wirtschaft ist damit nicht garantiert, da Frauen die patriarchale Werteskala genauso in sich tragen wie Männer. Werden derartig kurz greifende Reformen zum eigentlichen Ziel und damit losgelöst von einer umfassenden Utopie, so wirken sie stabilisierend auf das vorherrschende System."

Hier wird für mich die komplexe Problemsicht und der gesamtgesellschaftliche Lösungsanspruch deutlich.

2.2 Zur Taktik dieser Bewegung

Ich unterscheide zwei Haupttaktiken, die jedoch nie in reiner Form auftraten, insbesondere da sich in vielen Frauengruppen Phasen der themenbezogenen Arbeit und der Selbsterfahrung/Selbsthilfe abwechselten bzw. überlagerten. Thematische Zuordnung und Taktik einer Gruppe haben also auch zeitlich gewechselt.

1. Die Arbeit nach innen umfaßt das Bewußtmachen der eigenen Situation und der Wechselwirkung des eigenen Verhaltens mit der Umwelt sowie die Veränderung von eigenen Denk- und Verhaltensstrukturen. Gemeint sind hier

z. B. die Entwicklung eines neuen Sprachverhaltens, das Probieren neuer Lebensweisen, die Klärung privater (meist familiärer) Beziehungen u. ä. Diese Veränderung eigenen Bewußtseins und eigener Verhaltensweisen sollte Ausgangspunkt für eine gesellschaftliche Bewußtseinsänderung sein. Ich nenne dies Selbsterfahrung und Selbsthilfe.

2. Die Arbeit nach außen umfaßt Versuche mit Informationen an die Öffentlichkeit zu treten bzw. Forderungen an staatliche Stellen heranzutragen. Für das Öffentlichmachen gab es vielfältige Möglichkeiten. So wurden innerkirchliche Veranstaltungen genutzt wie Gemeindetage, Gemeindeabende, Kirchentage, Gottesdienste, Friedenswerkstätten, Friedensdekaden etc., öffentliche Aktionen durchgeführt (z. B. der Trauerzug der „Frauen für den Frieden" 1982 zur öffentlichen Übergabe ihrer Wehrdienstverweigerungen). Es wurden Vorträge und Veranstaltungen in den Gruppen, aber auch in den Evangelischen Akademien durchgeführt. Es wurden öffentlichen Foren und Wahlveranstaltungen zur Diskussion eigener Ideen genutzt und immer wieder und zu „allen" Themen Eingaben geschrieben.

Vor allem in Lesbengruppen wurde aufgrund der spezifischen Situation der Frauen allgemein der Versuch unternommen, beides zu verbinden: die Arbeit nach innen und nach außen. Selbstbild und Fremdbild, Eigen- und Fremdwahrnehmung bedingen sich hier in besonderer Weise, denn Diskriminierungserwartung und Diskriminierungserfahrung stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis. Es wurde also versucht, sowohl die Diskriminierungserwartung der lesbischen Frauen als auch die reale Diskriminierung in der Gesellschaft abzubauen. Das erklärte Ziel dieser Bewegung war „Integration und Akzeptanz". Diese Gruppen bestanden daher meist aus einem äußeren Kreis öffentlich aktiver Frauen und einem inneren Kreis für die Coming-out Arbeit.

Die erstaunliche Effektivität der öffentlichen Aktionen dieser kleinen Gruppen – gemessen an unseren heutigen Erfahrungen – erklärt sich für mich aus dem paradoxen Verhältnis von Individuum und Staat innerhalb diktatorischer Gesellschaften. Mit Individuum ist im Folgenden eine Person der Oppositionsbewegung gemeint. Macht und Ohnmacht von Staat und Individuum bedingen sich in hierarchischen Gesellschaften gegenseitig, in diktatorischen jedoch in besonderer Weise. Dies hängt mit dem Normierungsanspruch und dem Wahrheitsmonopol des Staates zusammen. Durch diese selbstauferlegten Zwänge des Staates muß das System auf AbweichlerInnen (NormbrecherInnen) in aller Schärfe reagieren, denn geringste Abweichungen führen zu einem Infragestellen des ganzen Systems. Diese (Über-)Reaktion des Staates führt wiederum zu einer Erhöhung der einzelnen über die Masse und bricht ihre Ohnmachtssituation auf. Das Individuum bekommt Macht, da kleine Ursachen große Wirkung zeigen. Der Staat hat sich mit seinem Normierungsanspruch selbst matt gesetzt. Das Macht-Ohnmacht-Verhältnis kehrt sich um. Der Aufstieg einer Problemgruppe wurde möglich.

Doch Macht und Ohnmacht liegen dicht beieinander. Die Macht der Individuen ist an ihre Ausnahmesituation geknüpft und abhängig von dem Aufrechterhalten des Absolutheitsanspruches des Staates.

3. Schlaglichter auf Themen und Taktik der neuen Frauenbewegung

Es muß wohl nicht erklärt werden, warum dieses Netzwerk heute so nicht mehr existiert. Insbesondere die Veränderung der sozialen und finanziellen Verhältnisse (keine Wochenendveranstaltung ist mit 20 DM finanzierbar), aber auch die anderen Informationsstrukturen haben zu einem Zusammenbruch bzw. zur Auflösung der Netzwerke geführt.

Zwei Aspekte erscheinen mir dabei wesentlich:
- die veränderte Rolle und Stellung der Frau in der Gesellschaft
- der Verlust des gemeinsamen Gegners: des DDR Staates

Im freiheitlich demokratischen Rechtsstaat wird die Geschlechterfrage als Problem der Andersartigkeit von Frauen – verglichen mit der männlichen Norm – gesehen. Wurden Frauen in der DDR unter die männliche Norm gezwungen und ihnen eine geschlechtsspezifische Identität weitestgehend abgesprochen, so werden Frauen jetzt als andersartig begriffen und ihnen daher der Zugriff auf männliche Privilegien verweigert. Frauen wurden und werden von Institutionen zur Problemgruppe erklärt. Sie selbst nutzten diese ihnen zugeteilte Rolle, um Fördermittel und Sonderregelungen zu fordern (Quotenregelung, Frauenhäuser, Frauenbeauftragte etc.), und schaffen so eine Spiegelwelt. In der neuen Frauenprojektebewegung geht es

also weniger um den Kampf um männliche Privilegien, sondern mehr um die Entwicklung weiblicher Lebensweisen als Gegenmuster. Sie werden jedoch nicht als Teil eines Ganzen gesehen, sondern lediglich in Nischen entwickelt, in denen ein „künstliches Klima" erzeugt wird. In dieser weiblichen Spiegelwelt werden Frauen zum Mittelpunkt.
Der Kampf um Chancengleichheit und Gleichwertigkeit in der sogenannten Männerwelt wird nebensächlich. Existenz und Untergang der weiblichen Spiegelwelt hängen jedoch unweigerlich vom Aufstieg oder Fall der männlichen Gegenwelt ab. Durch die Hoffnungslosigkeit der modernen Gesellschaft geht dieser gesamtgesellschaftliche Blick jedoch verloren.

In einem Gespräch mit Vertreterinnen Ostberliner Frauenprojekte folgte auf die Frage nach den Inhalten der Projektarbeit zunächst Schweigen. Dann folgte eine Aufzählung von soziokulturellen Angeboten, die von A wie Arbeitslosenfrühstück bis S wie Selbstbehauptungstraining gingen. Politisch-feministische Arbeit findet, wenn überhaupt, an Frauenstammtischen statt.

Hierzu ein Zitat aus „Der Widerspenstigen Lähmung", einem kürzlich erschienenen Buch zur Frauenprojektebewegung in Ost und West: „Wir verstehen einen Teil unserer Arbeit auch als Sozialdienst für den Staat und fordern deshalb eine dauerhafte Finanzierung dieser Leistungen aus öffentlicher Hand."

Im nächsten Satz heißte es zwar: „Wir wollen unsere Ideen und Konzepte nicht Finanzierungsmöglichkeiten unterordnen." Doch Antragslyrik wird zum Projektinhalt und die Schaffung von Arbeitsplätzen zum Selbstzweck. Der neuen Frauen(projekte)bewegung fehlt nicht nur der kritische Ansatz, sie ist wie die gesamte imperialistische Gesellschaft wachstumsorientiert, das meint den personellen und finanziellen Ausbau von Frauenprojekten genauso wie den „Diskriminierungsboom" und den Verschleiß an Sprache etc. Sie wirkt so systemstabilisierend und verliert damit ihren visionären Charakter. ♀

Irene Hackethal
Verlag „Zaunreiterin",
Leipzig

STELL DIR VOR, ES SIND WAHLEN UND KEINE FRAU GEHT HIN

Superwahljahr 1994!

Endlich hat das deutsche Volk die Chance, durch Wahlen den Hebel herumzureißen, den Irrtum von 1990 zu korrigieren, der Partei und den Menschen politische Macht zu geben, die etwas gegen die Massenarbeitslosigkeit, die Inflation, das bestehende Asylrecht und für die Umwelt, für die Kinder und Jugend, für die gesicherte Rente und nicht zuletzt für die Frauen tut.

Wählen. In Langscheidts Großwörterbuch „Deutsch als Fremdsprache" 1. Auflage 1993 steht dazu: „...sich für eine von mehreren Möglichkeiten entscheiden... Möglichkeiten hat frau ja genug. CDU, SPD, FDP, Republikaner, Bündnis 90/Die Grünen, PDS, CSU und so weiter. Doch die Entscheidung fällt schwer, wenn frau nicht aus Tradition die wählt, die sie immer wählt, sondern sich aktuell informiert. Mit parteieigenen Abweichungen wollen nämlich alle zu Erwählenden das gleiche. Verbessern, was uns unter den Nägeln brennt und was ich oben schon nannte.

Tja Frau, es ist also doch einfacher als gedacht. Das Ziel der Parteien ist in jedem Fall zu Deinem Gunsten, Du mußt Dich sozusagen nur noch entscheiden, welche Farbe Du wählst: rot, grün, braun oder schwarz, weiß(-e Weste) ist ja sowieso nicht mehr im Angebot.

Hallo, Hallo so ein Eintopf geht ja wohl nicht. Ich kann ja unmöglich z. B. die Republikaner und die SPD zusammenschmeißen, die unterscheiden sich doch wie Tag und Nacht, wobei zu diskutieren wäre und so weiter, blablabla.

Mit dieser Einleitung will ich nicht die Arbeit Einzelner diffamieren, nein, es geht mir um das Parteienprinzip, das Volk als WählerInnen und seine Einflußmöglichkeiten auf Politik und um den Traum von Demokratie auf der Grundlage von Privateigentum. Auf Grund dieser Gedanken bin ich eine von 30 % NichtwählerInnen, wovon die meisten Frauen sind.

Gerade über diese Frauen will ich als erstes nachdenken. Warum gehen sie nicht wählen? Ist der Grund, daß der Vater, der Gatte wählen geht und Sie meint, daß Sie damit genug vertreten ist? Unter dem Motto „Sowas macht bei uns immer der Papa!" Kann sein, aber ist es nicht naheliegend, daß gerade Frauen sich noch weniger mit der herrschenden Politik und dem Staat in dem sie leben identifizieren können. Sehen sie Nachrichten – Männer, lesen sie Zeitung – Männer, suchen sie Arbeit – Männer und interessiert sie sich für die Parteien – Männer... und geht sie in ihr Bett, meistens ein Mann, sozusagen der Mann aller Männer. Wenn ihr dabei nur einmal auffällt, daß sie eine Frau ist, kann ich verstehen, warum sie zum Beispiel nicht wählen geht.

Mir geht es so, ich habe es satt, eine Männerpartei zu wählen, in der Hoffnung, daß sich eine Frau an eine einflußreiche Position kämpft, die immermal zu hören ist und die mir im politischen Sinne auch entspricht. Wir hatten diese Partei. Die habe ich 1990 gewählt und die ist den Bach runtergegangen aus Gründen, die oft genug diskutiert wurden. Und jetzt nur die Chance, auf einen Listenplatz zu kommen, vielleicht bei Bündnis90/Die Grünen, die es schon 1990 für unnötig hielten, den UFV namentlich zu benennen.

Nein, diese Chance reicht mir nicht. Frau mag mich hinter der Zeit zurücksehen, wenn ich eine Unstimmigkeit zwischen Demokratie und Privateigentum sehe. Schon der olle Marx sah sinngemäß diesen Widerspruch und ich stimme ihm zu. Arbeitsplätze braucht es. Woher, wenn eigentlich kein Bedarf an Arbeitskräften da ist, wenn Produktion in Drittländern billiger ist. Wenn die Automatisierung inzwischen soweit ist, daß es die Komponente Mensch nicht mehr braucht. Wenn es insgesamt gewinnbringender ist, mit sowenig Arbeitkräften wie möglich auszukommen. Damit geht es der Wirtschaft gut und früher hieß es immer, geht es der Wirtschaft gut, geht es dem Staate gut. Ein Riß in diesem Prinzip gibt es dann, wenn Zuwachs in der Wirtschaft auf Kosten der ArbeitnehmerInnen geht und der Staat als solcher eigentlich nicht mehr in der Lage ist, Sozialstaat zu sein, um wenigstens finanziell für ‚sein Volk' zu sorgen. Frau, die sich nur ein bißchen mit dem deutschen Rentenprinzip auseinandersetzt weiß, daß dieses Geld im Alter für spätestens meine Generation, ich bin 27,

Utopie ist. Was also kann eine regierende Partei ändern? Natürlich, es gibt Reserven, sieht frau sich nur die Situation im Sozial- oder Ökologiebereich an. Arbeitsplätze zu Hauf. Aber wer bezahlt diese? Der Staat mit dem Loch im Geldbeutel? Wohl kaum. Und welche Partei hat wirklich die Macht, die ‚Reichen' des Landes dazu zu verdonnern? Vorstellung: Mercedes finanziert die Arbeitsplätze im Bereich Soziales in der Stadt Bonn. Abgesehen von Mercedes hätte spätestens die Opposition dieser Partei im Bundestag etwas gegen diesen Vorschlag – es lebe die Demokratie!

Und nach all diesem die Frage, wie kann ich als potentielle Wählerin beeinflussen, daß die Partei, die mir zumindest in ihren Zielen vor der Wahl nahe erscheint, auch das tut, was sie als erklärtes Ziel bezeichnet hat? Was kann ich tun, wenn dann eine völlig andere Politik stattfindet, begründet mit sogenannten unvorhersehbaren Umständen oder eben gar nicht? In der Kommune ist das begrenzt möglich, aber im Bund? Ich sage nur 218, um den es eine Entscheidung gab, die dann aber eben in Gefahr gerät, durch ein Team von ein paar Männern gekippt zu werden. Wozu dann all die Arbeit, all die Basis, all die Abstimmung im Bundestag wenn ein Beschluß, der sowieso nicht den Forderungen entsprach, wieder über den Haufen geworfen werden kann. Die einzige Wahl in diesem Superwahljahr, die wenigstens ein Quentchen Sinn für mich hat, ist die Kommunalwahl. Hier ist es möglich Personen zu wählen und die Wählerin hat, wenn sie will, die Chance, Politik zu verfolgen und wenn sie großen Einsatz zeigt, zu beeinflussen. Aber sonst? Argumente wie „Lieber SPD als Republikaner" halte ich für kurzsichtig. Und auch die vielzitierten Folgen des Opportunismus sind für mich nichtig. Denn welcher Partei traut frau keine FrauenFEINDlichkeit zu? Und der Zusammenhang zwischen dieser und anderen Feindlichkeiten ist gerade in letzter Zeit viel diskutiert und sichtbar geworden. Damit wäre ich bei meinem letzten Stichwort – Engagement. Wo sind all die Frauen von 1990? Das so viele wegblieben, kann nicht nur am wankelmütigen Charakter dieser liegen. Die Gründe müssen objektiv auch in dem liegen, was wir weitgefasst Frauenbewegung, Feminismus nennen. Hat es jemals eine Basis für Frauenpolitik in unserem Sinne gegeben? Ist es so, daß wirklich eine Masse von Frauen bereit ist, politisch zu denken und zu handeln oder ist es nicht eher so, daß eben gerade das, neben all der notwendigen und schönen Individualität von Frauen, nicht erreicht wurde? Zusammen, trotz Unterschiede für gemeinsame Ziele.

Meine Wahlverweigerung bedeutet für mich nicht, mich ab nun, wo scheinbar sowieso nichts mehr Sinn hat, in meine private Nische zurückzuziehen. Im Gegenteil. Angesichts dessen, daß wir an einem Punkt angelangt sind, wo wir endlich neue Wege suchen oder eben wiederfinden müssen, möchte ich mich dafür einsetzen, daß ein großer Teil der Frauen wieder Lust bekommt, in dieses große Rad der Geschichte einzugreifen. Wieder eine politische Plattform, eine Frauenpartei zu schaffen, das ist etwas, was ich gern für mich, mit vielen anderen Frauen in Angriff nehmen würde. Und sie soll eine Stärke haben, daß sie in vier Jahren gewählt werden könnte.

Für dieses Wahljahr aber denk' ich, könnten Frauen auf sich aufmerksam machen, indem sie nicht wählen, frei nach dem Motto: „Stell Dir vor es sind Wahlen und keine Frau geht hin!" Auch das ist eine Macht!

Dr. Kerstin Herbst
Historikerin

LANGSAMER, WENIGER, GESÜNDER! ODER: WEM GEHÖRT DIE ZEIT?

Bericht über den workshop Arbeitszeitverkürzung des Frauenpolitischen Runden Tisches

Arbeitszeitverkürzung (im folgenden: AZV) als Mittel zur Umverteilung der (scheinbar) immer knapper werdenden Erwerbsarbeit, als Weg zur Rettung von Arbeitsplätzen oder gar zur Schaffung neuer Arbeitsplätze ist momentan in aller Munde. Der Frauenpolitische Runde Tisch war mit dem Zeitpunkt seines Workshops, an dem etwa 50 Frauen – Politikerinnen, Gewerkschafterinnen, Wissenschaftlerinnen, kommunale Gleichstellungsbeauftragte usw. – teilnahmen, also en vogue.

Das Thema ist sehr kompliziert, weil die Länge und die Lage von Erwerbsarbeitszeit nicht nur das Leben der/des Einzelnen, sondern der gesamten Gesellschaft strukturieren. Arbeitszeit ist eine zentrale Einflußgröße bei der Erwirtschaftung von Profiten einerseits und für die Höhe von Arbeitseinkommen andererseits und insofern eine Machtfrage. Entsprechend kontrovers wird diskutiert, und es ist uns gelungen, ReferentInnen und DiskutantInnen aus allen relevanten Bereichen zu gewinnen.

Es war unser Ziel, das Interesse von Frauen an AZV zu identifizieren, ohne zunächst ein bestimmtes Modell zu favorisieren. Bislang läuft die Arbeitszeitdebatte fatalerweise ohne die Beteiligung von Frauen, was eine These von Ingrid Kurz-Scherf zu erhärten scheint, daß (nur) die (westdeutsche?) Frauenbewegung Arbeitszeitverkürzung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeit als Felder der politischen Auseinandersetzung bislang nicht angeeignet hat. Für den Frauenpolitischen Runden Tisch ist der workshop ein Zwischenschritt hin zu einer größeren Tagung im Frühjahr 1994, auf der wir unsere frauenpolitische Forderungen präsentieren werden.

Gerda Jasper (a&o research Berlin) leitete die Forderung nach einer entschiedenen Wende in der Arbeitszeitgestaltung aus der Tatsache ab, daß seit 1989 im Beitrittsgebiet etwa 2 Millionen Frauenarbeitsplätze verschwunden sind und daß sich „die absolute Knappheit an Arbeitsplätzen für Frauen ... eindeutig negativ auf ihre Situation im Erwerbsleben" auswirkt. Als wichtigste qualitative Tendenzen der Arbeitsmarktentwicklung besonders für ostdeutsche Frauen nannte sie: die Verdrängung von Frauen aus dem gewerblich-technischen Bereich (im Oktober 1992 waren z. B. in ex-Treuhand-Unternehmen lediglich 26,4 % der Neueinstellungen Frauen), den fortschreitenden dequalifizierenden Einsatz von Frauen mit Fachschul- und Hochschulabschlüssen, die Tatsachen, daß selbst eine erfolgreiche Fortbildung oder Umschulung die Arbeitsmarktchancen für Frauen nur sehr bedingt verbessert, daß Frauen am Arbeitsmarkt zunehmend in Konkurrenz zueinander gesetzt sind und schließlich, daß ostdeutsche Frauen häufig ihren Wunsch nach Teilzeitarbeit unterdrücken, um im Rennen zu bleiben.

Christina Klenner (Vorstand der HBV) beschäftigte sich ausführlich mit den Vorzügen einer allgemeinen AZV für Frauen, „denen ihre Zeit nicht gehört. Ihre Zeit wird angeeignet, immer haben sie für andere dazusein, teils im Erwerbsleben und teils zu Hause, ohne daß sie viele Möglichkeiten hätten, diese Zeit selbstbestimmt zu nutzen." Klenner ging der Frage nach, warum AZV als scheinbar simpelste und menschenwürdigste Lösung bis im die jüngste Zeit so wenig populär war (und für viele immer noch ist). Sie argumentierte, daß Realeinkommensverluste nicht unbedingt gegen AZV sprächen – „unter den Bedingungen einer gänzlich anderen Lebensweise könnten wir mit wesentlich weniger Geld leben, und unser Leben wäre möglicherweise besser, gesünder und reichhaltiger."

Die von der Referentin benannten Effekte von AZV, die bei zu kleinen Schritten zu Lasten der Beschäftigten gehen, und die Tatsache, daß die unterschiedlichen Tarifverträge der Branchen Ausdruck eines Machtgefälles von Männern zu Frauen sind, wurden durch die Vorträge von Antje Schuhmacher (DAG Berlin) und Gabriele Schürzeberg-Geißler (Frauenbeauftragte der IG Metall Berlin) eindrucksvoll bestätigt. Beide Gewerkschafterinnen gaben umfassende Überblicke über die historische Entwicklung und den aktuellen Stand der Arbeitszeittarife in der Industrie, dem öffentlichen Dienst, im Handel und bei Banken und Versicherungen.

Aus diesen Erfahrungen der alten Bundesländer und aus der Tatsache, daß Frauen, indem sie Teilzeit arbeiten, bereits millionenfach freiwillige individuelle AZV ohne Lohnausgleich leisten, leitete Klenner folgende frauenpolitisch relevante Forderungen ab:

- AZV muß in einem möglichst großen Schritt erfolgen, damit sie genügend beschäftigungswirksam ist und nicht zu unerwünschten Arbeitsverdichtungen führt.

- AZV muß für die unteren und mittleren Einkommensgruppen, in denen ja überwiegend Frauen arbeiten, mit vollem bzw. teilweisem Lohnausgleich einhergehen. Jede Frau muß ein existenzsicherndes Einkommen erzielen können.

- AZV muß mit erweiterten betrieblichen Mitbestimmungsrechten für die „ArbeitnehmerInnen" bei der Personalplanung und -bemessung sowie der Arbeitsorganisation verbunden sein.

- Zum Abbau der gegenwärtigen Diskriminierung von Teilzeit arbeitenden Beschäftigten müssen die Möglichkeiten für Teilzeitarbeit in höherqualifizierten Berufen und Tätigkeitsfeldern einschl. Leitungspositionen erweitert werden; Teilzeitarbeit ist generell unter vollen tariflichen und ggf. auch gesetzlichen Schutz zu stellen.

- Sofern dies abgesichert ist, und nur dann, Öffnung des herrschenden Arbeitszeitregimes für weitere Flexibilisierungen (andere Verteilung des Arbeitszeitvolumens auf den Tag, die Woche, das Jahr bzw. darüber hinaus). Flexibilisierungen müssen an Arbeitnehmerinnen orientiert sein und mit erweiterter Mitbestimmung einhergehen.

- Diskutiert werden muß auch eine umfangreiche Subventionierung von Teilzeitarbeit, wie es in klassischer Form und im Männerinteresse bereits mit dem Kurzarbeitergeld geschieht.

Danach – der Kontrast hätte größer nicht sein können – referierte Rudolf Zwiener (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung Berlin) über die Wirksamkeit bisheriger AZV in der BRD. Seine Auffassungen über Modelle, Ausmaße und Beschäftigungseffekte von AZV in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise formulierte er, wie er mehrfach betonte, aus streng „gesamtwirtschaftlicher Sicht". Zwiener stellte fest, daß die letzten umfangreichen AZV besonders im Metallbereich durch Produktivitätsgewinne auch der Arbeitgeberseite beträchtliche Vorteile gebracht hätte. Im unmittelbaren Produktionsbereich seien Rationalisierungseffekte damit allerdings bereits „ausgeknautscht". Der Referent sprach dezidiert gegen eine allgemeine AZV in einem größeren Schritt, denn: AZV ohne Lohnausgleich würde die kaufkräftige Nachfrage zu stark senken. Eine AZV hingegen, die für die Unternehmen höhere Lohnkosten brächte, würde zu weiteren Rationalisierungen oder Preissteigerungen führen. Zwiener sprach für das Modell Reduzierung der Jahresarbeitszeit auf tariflicher Ebene, das mit einer betriebsvertraglich fixierten Flexibilisierung einhergehen sollte. Man sollte den Bestrebungen der Kapitalseite Rechnung tragen, die Kapitalnutzungs- (Maschinenlauf-)zeiten zu verlängern. Betriebe, die sich zu einer AZV entschließen, sollten in den Genuß öffentlicher Lohnsubventionen kommen. Dies sei gesamtwirtschaftlich billiger als Lohnersatzleistungen oder Sozialhilfe.

Neben diesen strukturbezogenen Modellen allgemeiner AZV wurden bereits existierende bzw. projektierte personenbezogene Modelle von AZV für bestimmte Zwecke wie Erziehung und Pflege vorgestellt.

Lydia Hohenberger (LIFE e.V.) referierte über das legendäre schwedische Modell der Elternversicherung und des Elternurlaubs. Sie verdeutlichte zweierlei: Erstens funktioniert das schwedische Sozialsystem anders als das deutsche. Die Steuerquote ist viel höher, und aus diesen Mitteln werden mehr und andere Sozialleistungen beglichen. Zweitens zerfällt die schwedische Volkswirtschaft in zwei große Bereiche – einen „hochkapitalistischen" und hochproduktiven industriellen Sektor mit hohen Löhnen, in dem überwiegend Männer arbeiten, und einen sehr großen öffentlichen Sektor mit geringeren Gehältern, in dem überwiegend Frauen arbeiten. Die Inanspruchnahme des Elternurlaubs durch schwedische Männer ist zwar im europäischen Vergleich beachtlich, mit etwa 12 Prozent aber immer noch nicht sehr umfangreich. Dies liege vor allem daran, daß sich das Unterhaltsgeld am durchschnittlichen Einkommen aller Beschäftigten bemißt, und es sei für viele Familien nicht zu verkraften, wenn die Väter aus dem Arbeitsprozeß aussteigen.

Elke Kiltz (Hessisches Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit) stellte den Ende 1990 von grünen Frauen im Bundestag eingebrachten „Entwurf eines Gesetzes zur Freistellung und Reduzierung von Erwerbsarbeit für Erziehende (Elternfreistellungsgesetz)" vor, der sich in den Grundzügen an das schwedische Modell anlehnt. Der Entwurf sieht vor, daß alle Frauen und Männer mit Kindern bis zu 12 Jahren das Recht auf diskriminierungsfreie Teilzeitarbeit (einschl. des Rechtes, auf Vollzeit zurückzukehren). Erziehende hätten während dieser Zeit auch das Recht, sich für 36 Monate von der Erwerbsarbeit freistellen zu lassen. Während dieser Zeit sollte ein Betreuungsgeld von 1300 DM gezahlt werden. Das während der Teilzeitphase verminderte Arbeitseinkommen soll mit Hilfe einer Elternversicherung aufgestockt werden. Der grüne Gesetzentwurf wurde kontrovers diskutiert. Er würde zwar gegenüber dem jetzigen Erziehungsurlaub entscheidende finanzielle und arbeitsrechtliche Verbesserungen bringen und einen großen Schritt hin zur Gleichstellung von Teilzeit- und Vollzeiterwerbstätigkeit bedeuten. Der Entwurf sieht jedoch keine Verpflichtung der Arbeitgeber vor, für die Teilzeit arbeitenden Erziehenden zusätzliche Arbeitskräfte einzustellen, und es wurde in der Debatte auch vermutet, daß die Freistellung – ähnlich wie in Schweden – überwiegend von Frauen in Anspruch genommen werden würde, was analog der „Muttipolitik" in der DDR zu einer Zementierung und nicht zu einer Aufweichung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung führen würde.

In einer prominent besetzten Gesprächsrunde zur Diskussion von AZV bzw. Arbeitszeitverlängerung aus der Sicht der Arbeitgeberseite tauchten viele der in den Referaten genannten Argumente zugespitzt wieder auf. Zum aktuellen Stand der Arbeitszeitverlängerung gab es einen instruktiven Beitrag von Petra Bläss (MdB PDS-Linke Liste/UFV), die das seit September 1993 gültige neue Arbeitszeitgesetz der BRD vorstellte. Es sieht eine Verlängerung der Wochenarbeitszeit auf bis zu 60 Stunden und die Umwidmung von Sonn- und Feiertagen als normale Arbeitstage vor. Neben weiteren Flexibilisierungen zu Lasten der abhängig Beschäftigen ergibt sich für die Arbeitgeberseite ein zusätzliches Einsparpotential durch wegfallende Sonn-, Feiertags- und Überstundenzuschläge.

In der Podiumsdiskussion stellte Jan Priewe (Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin) fest, daß eine breite AZV-Debatte unter dem Aspekt von Gesellschaftsreform und nicht nur unter betriebswirtschaftlichem Blickwinkel notwendig sei. Die Humanisierung und Umverteilung von Erwerbsarbeit, der Wert von Freizeit und die Teilhabe von Frauen an beidem sei neu zu diskutieren. Die gegenwärtigen Standortprobleme Deutschlands seien vor allem einer Krise des Managements geschuldet. Auch Priewe vertrat die Auffassung, daß AZV nur dann einen relevanten Beschäftigungseffekt hat, wenn sie großschrittig und ohne Lohnausgleich erfolgt; die unteren Lohn- und Gehaltsgruppen müßten allerdings subventioniert werden. Eine Veränderung der Geschlechterproportion auch in der Privatwirtschaft sei nur mit einer harter Quotierung möglich. Gabriele Steckmeister (ehemals Frauenbeauftragte bei VW) teilte die von Klenner entwickelte Utopie einer 6-Stunden-Woche für alle, verbunden mit massiven Eingriffsmöglichkeiten der Belegschaften. Sie wertete aus ihrer intimen Kenntnis des VW-Konzerns den Vorstoß der Konzernleitung zu Einführung der 4-Tage-Woche als aus der Not geborene „Münchhausen-Strategie der Männer, um sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen".

Juliane von Friesen (Spitzenmanagerin und Vorsitzende des Sozialausschusses der Berliner Industrie- und Handelskammer) erregte Widerspruch mit ihrer These, daß Arbeitszeitpolitik nichts mit Frauenförderung, sondern mit Familienförderung zu tun hätte. Frauen sollten das politische Ziel verfolgen, ihre Arbeitsplätze zu erhalten und diese „familienkompatibel", etwa durch den unkomplizierten Wechsel von Vollzeit auf Teilzeit und umgekehrt, durch Job-sharing oder durch Reduzierung der Anwesenheitszeiten im Betrieb auf das unbedingt notwendige Maß („Betriebe als Männerbewahranstalten"), zu gestalten. Wenngleich von Friesen die ungenügende Maschinenauslastung als das Hauptproblem der deutschen Wirtschaft bezeichnete, räumte sie doch ein, daß AZV einerseits eine sinnvolle beschäftigungspolitische Stimulans sei, verkürzte oder flexible Arbeitszeiten andererseits jedoch den „eklatenten Mangel an Kitaplätzen" nicht beheben könnten.

Aus dem worhshop des Frauenpolitischen Runden Tisches sind m.E. mehrere Dinge zu schlußfolgern. Wir sollten versuchen, aus feministischer Sicht in eine arbeitszeitpolitische Offensive zu gelangen.

Es sind zu fordern: eine radikale, allgemeine, tariflich abgesicherte AZV, Lohnausgleiche für die unteren und mittleren Einkommen, sowie Finanzierungsquellen, z. B. eine Arbeitsmarktabgabe der nicht abhängig Beschäftigten. Um jedoch eine Demontage des männlichen Normalarbeitsverhältnisses hinzubekommen, sind das Steuer- und Sozialsystem der BRD mitzuverändern. Wenn wir eine radikale und allgemeine AZV fordern, müssen wir aber bedenken, daß wir damit eine Umverteilung innerhalb „der Klasse", d. h. der abhängig Beschäftigten, fordern, während wir den Arbeitgebern Einsparpotentiale in Form von Produktivitätssteigerungen – etwa die Hälfte des numerischen Beschäftigungseffektes einer AZV wird durch Rationalisierung absorbiert – schenken.

Eine noch so großschrittige AZV ist, für sich genommen, kein Ausweg aus der Krise. Sie ist mindestens im Zusammenhang mit einer veränderten Wirtschafts- und Industriepolitik und mit einem abgesicherten Zweiten Arbeitsmarkt zu diskutieren.

Tatjana Walter
Red. Weibblick

SEITENBLICK NACH PARIS

„Paris"? … Olala-Lebenskunst, Wein, Baguette, schöne Frauen, Mode, Künstler, der große Fick, Intellektuelle, Revolution, Clochards, Liebe, Romantik, la Bohème, die Cafés...unendlich die Kette der Assoziationen, die diese Stadt heraufbeschwört. Eine Stadt? Nein, ein Mythos! Gepflegt durch literarische und filmische Liebeserklärungen, die das Bild vor allem derer, die nicht in Paris leben und dort nie länger als fünf Tage waren, rosé färbt. Wer sich aber auf die Stadt namens Paris einläßt, d. h. dort länger wohnt und zu leben versucht, merkt, daß das keine Stadt ist, die es einer/m leicht macht. Olala – das meiste Rosa blättert ab und darunter kommen ganz andere, meistens sehr erstaunlich bunte Farben zum Vorschein. Sumpfblüten, Orchideen, aber auch ganz schöner Matsch!

Clochard? – Cliché!

Sie gehören zum Paris-Mythos dazu, auch wenn sie sonst nicht dazugehören. Nicht erst seit dem Film „Die Liebenden vom Pont Neuf" unter den Seinebrücken vermutet, gehören sie für die, die in Paris die Metro benutzen, zum Alltag. Wenn es kalt wird, ist die muffige Wärme der Metro überlebenswichtig. Nur birgt sie etwas weniger pittoreske Romantik, filmgerechten Lichterglanz als der Pont Neuf: Vor so schöner Kulisse findet auch ein Clochard einmal die große Liebe und zieht mit ihr zu unbekannten Ufern…? Jene hingegen, die ich auf der Straße und in der Metro täglich sehe, müssen sich wohl mit sich selbst begnügen: Wo hätten sie auch Platz, mit jemanden zu zweit zu sein?

Für die Pariser (mit Wohnung) sind sie alltäglich, aber doch haben sie sich nicht ganz an sie gewöhnt. Die Reaktionen sind unterschiedlich und jede(r) hat sie wahrscheinlich alle schon gehabt: Ignoranz, Abscheu, Mitgefühl, Sympathie, Angst… Meistens alles durcheinander. Manche Tage vergeht keine Metro-Fahrt, ohne daß jede zweite Station jemand einsteigt, der/die was von einer/m will: Manchmal Kinder, die Auswendig-Gelerntes herunter leiern; Leute, die offenbar neu dabei sind und so leise sprechen, daß niemand sie hört und niemand ihnen etwas gibt; Leute, die ihren „Stil" gefunden haben, sympathisch wirken und dafür Geld bekommen… und manchmal steigt jemand ein, der oder die „Le Réverbère" („Die Straßenlaterne") oder „Macadam" („Straßenschotter") verkaufen will, zwei Journale, die ein- bis zweimal im Monat erscheinen und von sans-abri (Obdachlosen) nicht nur für ebensolche gemacht werden, vielmehr für die, die pro Ausgabe 10 Francs (ca. 3 DM) bezahlen wollen und können. Von dieser Unterstützung scheint viel abzuhängen: Nicht nur gehen von den zehn Francs sechs an den oder die VerkäuferIn, sondern die Arbeit bei der Zeitung ermöglicht erst, Sozialhilfe zu beziehen. „Sozialplan: 3000 Arbeitsplätze verloren – Le Réverbère: 300 Unterkünfte gefunden" behauptet das Blatt stolz. Wo die Politik kläglich

versagt, ist Privatinitiative gefragt. Aber nicht nur bürokratisch-finanzielle Hoffnungen hängen ‚an einem Blatt': Ein Verkäufer in „Le Réverbère" verteidigt diese leidenschaftlich gegen Behauptungen, es handle sich nur um ‚verschleierte Bettelei'. „Glauben Sie mir, der („Le Réverbère") ist etwas, um ins ‚System' zurückzukehren, wenn man jahrelang auf DER Straße war (auf unserer, nicht Ihrer!) (...) Das ist etwas für uns, sich morgens die Hände zu waschen, ein ‚Frühstück' im Bistro an der Ecke zu nehmen, bevor man loszieht, um „Le Réverbère" zu verkaufen und vor allem bekannt zu machen. (...) Und wenn wir abends zurückkommen, müde, aber mit der Befriedigung, aktiv gewesen zu sein, welche Freude!!" „Macadam", die ‚Konkurrenz', macht einen journalistisch-professionelleren Eindruck: viele Fotos und eine große Bandbreite von Themen, außer Obdachlosigkeit auch Arbeitslosigkeit, Pariser Stadtplanung, Umweltschutz, sogar Ausflugs-, Veranstaltungs- und Restaurant-tips, die kaum für den nicht vorhandenen Geldbeutel von Obdachlosen geeignet sind.

Die Zugeständnisse an die nichtobdachlosen Käufer werden durch Informationen über Initiativen und Institutionen zur „insertion" (Integration, Eingliederung) ausgeglichen. Nicht nur Hoffnung, sondern vielleicht endlich mal Sprachrohr für die, über die sonst höchstens gesprochen wird! Und in letzter Zeit nicht zu knapp. Kaum eine abendliche Radiosendung vergeht, ohne daß die sans-abri oder „SDF" („Sans Domicile Fixe": ohne festen Wohnsitz) gegrüßt werden. Jetzt widmet ihnen sogar die französische Tagesschau gleich zu Anfang drei lange Filmbeiträge, nachdem in der vorzeitig eingebrochenen Winterkälte fünf Menschen in Frankreich erfroren sind. „Le Monde", das konservative Blatt, beschwört eine „Mobilisation" und widmet ihr eine ganze Seite.

Ausgerechnet ein Pfaffe stellt das nationale Gewissen der Franzosen dar: Bei der Elefantenrunde nach der Wahl letzten Sommer gab es einen alten Mann, der per Bildschirm übertragen der betretenen Runde der „hommes et femmes politiques" eine Predigt hielt, die sich gewaschen hatte: Abbé Pierre. Ein zorniger alter Mann, der eine Institution geworden ist, ständig present in den Medien und in aller Munde, zumindest, wenn es um Wohnungen geht. Mittlerweile zieren großformatige Plakate der „Abbé-Pierre-Fondation" ganze Metrostationen: Eine junge Frau mit ihrer Tochter auf dem Arm sitzt auf ihren Koffern vor einem Haus mit verriegelten Fensterläden und Türen und ihr Sohn fragt sie: „Wo schlafen wir heute nacht, Mama?" Hinter allen Initiativen gegen Obdachlosigkeit wird Abbé Pierre vermutet, so daß der anonym bleibende Gründer von „Le Réverbère" in seinem Blatt per Überschrift verkünden muß: Nein, ich bin nicht Abbé Pierre! Dem Premierminister Balladur hat die von diesem losgetretene Diskussion nur ein zögerlich-mürrisches Lippenbekenntnis: „Ja, wir haben ja schon seit dem Sommer angefangen, was für die Obdachlosen zu organisieren!" abgetrotzt und die Ministerin für Soziales, Gesundheit und Stadtangelegenheiten, Simone Veil, verdankt ihm die Erkenntnis: „Der Abbé Pierre hat recht, wir müssen mehr handeln. Es muß nicht nur während der großen Kälte gehandelt werden, sondern es müssen auch Wohnungen, Lösungen gefunden werden."

Bis jetzt lassen die Lösungen der Politik vor allem im Sozialwohnungsbau und beim Wohngeld noch auf sich warten. Da aber Menschen schneller erfrieren, als politische Initiativen in Gang kommen, müssen halt wieder andere das ganze in die Hand nehmen. Die RATP, die Pariser Nahverkehrsgesellschaft, deren Metrobahnsteige sowieso wahrscheinlich die meisten Pariser Obdachlosen vor dem Erfrieren bewahrt, hat gleich nach dem Wochenende, das fünf Menschen den Kältetod brachte, die stillgelegte Station mit dem beziehungsreichen Namen „Saint Martin" als Ort mit Schlafgelegenheit für hundertvier Personen geschaffen. Die Eröffnung eines weiteren ‚Schlafbahnhofs' am Marsfeld ist geplant.

Aber selbst wenn der Winter überstanden ist, wird es für viele Obdachlose weiterhin wohl kaum Raum für Romantik geben – und schon gar nicht unterm Pont Neuf!

STRÖMUNG

Bettina Jahnke
Regisseurin

Das erste Buch des Zaunreiterin-Verlages – ein Krimi, ein Liebeskrimi und ein lesbischer dazu. Da habe ich ja alles zusammen, was ich in einer schlaflosen, lesehungrigen Nacht brauche – lesbisch, Liebe und Krimi… dachte ich und dann hat mich die „Strömung" gepackt und mich fortgerissen in die Nacht und in den frühen Morgenstunden tauchte ich wieder auf. Es ist eine ungewöhnliche Mischung aus Fiktion und Wirklichkeit, die mich faszinierte. Das „so könnte es sein", dem ich –Vernunftmensch der ich bin – immer ein „so kann es nicht sein" und ein „so ist es nicht" entgegensetzte.

Drei Frauen liquidieren aus unterschiedlichen Gründen einen Mann, der seine Tochter sexuell mißbraucht und als junge Frau getötet hat. Es beginnt alles ganz harmlos und romantisch als Liebesgeschichte zwischen Milena und Anna… Allmählich werde ich dann aber, zeitgleich mit der Hauptfigur Milena, in den Erinnerungsstrom hineingerissen, nehme ich teil an den Erfahrungen und Entscheidungen der drei Frauen. Einen Dank an die Autorin, daß sie ganz auf das Wissen und Urteilsvermögen einer mündigen Leserin setzt und auf einen feministischen Exkurs über sexuellen Mißbrauch und seine Folgen verzichtet. Klar und einfühlsam beschreibt sie die Ohnmacht, Verzweiflung und Hilflosigkeit aber auch die mögliche Wut und Macht der, mit dieser Tat konfrontierten Frauen und hütet sich, zu werten oder zu verurteilen. Es ist die Selbstverständlichkeit mit der sie für die Frauen Partei ergreift und mit der sie auf Erklärungen und Entschuldigungen verzichtet, die dem Buch eine Lebendigkeit und Frische verleihen, fern von den schweren sprachgewaltigen Frauenbüchern gleicher Thematik. Ich selbst werte und verurteile zu vorschnell, wie ich zum Ende hin bemerke, werde in meinen Haltungen und Meinungen verunsichert und verfange mich in meiner eigenen Geschichte: wie leben mit einer Frau, die sexuell mißbraucht wurde? Wieweit darf/kann ich Verantwortung für ihre Geschichte übernehmen und wann hört das „HELFEN" auf? Andrea Keller beschreibt diesen Konflikt „fast" nebenbei und es ist wirklich bemerkenswert, daß sie dabei ihren „lesbischen Liebeskrimi" nie aus den Augen verliert. Nein, die Liebesgeschichte zwischen Milena und Anna ist mir nicht zu romantisch und die Beschreibung der Liebesszenen nicht zu kitschig. Fast scheint es so, als wolle die Autorin der Entsetzlichkeit und (Un)wahrscheinlichkeit der Tat die Möglichkeit einer Liebe und eines Überlebens entgegensetzen. Ich wehrte mich zwar manchmal gegen einige unlogische Handlungsstränge und gegen die „zufälligen„ Verstrickungen, nahm sie aber dankbar an, um selber das (Un)mögliche der Tat der Frauen denken zu können und mich von der Selbstzensur der Vernunft zu befreien. Wenn Literatur überhaupt Sinn hat, dann doch gerade in der Erweiterung des eigenen Denkens, in der Überschreitung der, von der Wirklichkeit gesetzten Grenzen, frei vom realen Handlungsspielraum und der gesellschaftlichen Moral. Es bleibt mir frei zu entscheiden, ob der Weg dieser drei Frauen mein Weg ist, aber ich kann heute nicht mehr so tun, als hätte ich ihn noch nie selber gedacht. Die weibliche Rache und die Anarchie, die ihr innewohnen kann, ist in der Frauenbewegung immer noch ein Tabu (wie auch in der „übrigen" Gesellschaft). Die Vernunft gibt sachliche Erklärungen und bemüht sich, sexuellen Mißbrauch und seine Folgen zu verstehen – aber wohin mit dem Übermaß an unmittelbaren und unkontrollierten Gefühlen? Mir tat dieses Buch gut, nicht weil Selbstjustiz für mich die Lösung ist, sondern weil es die Motive der Frauen dies zu tun, sehr genau und parteilich beschreibt. Vielleicht ist das auch der Grund, warum andere Frauenverlage das Buch abgelehnt haben – denn die Folgerichtigkeit der Handlung kann auch als Bedrohung wirken: Was wäre wenn jede… Denn während die Frauen weiterhin lernen, die Väter und Mütter zu verstehen und den Töchtern zu helfen, agieren die Väter weiterhin im Dunkeln, müssen sich keiner Schuld oder gar Gefahr bewußt sein. Für mich ist dieses Buch deshalb auch Anlaß, wieder über die Frage nachzudenken: Wie weit darf Literatur auf die Wirklichkeit Bezug nehmen und kann sie in diese überhaupt eingreifen?

Keller, Andrea
STRÖMUNG
ein lesbischer Liebeskrimi
ISBN 3-930212-00-5
FrauenVerlag „Zaunreiterin"
05105 Leipzig, Tschaikowskistraße 5
Tel. 03 41/28 76 31

Wie versprochen, drucken wir nun endlich die vollständige Vorstellung des Lesbenring e.V.

Jutta Oesterle-Schwerin
Sprecherin

Der Lesbenring – ein bundesweiter Zusammenschluss feministischer Lesben

Der Lesbenring e. V., einzige überregionale, bundesweite Lesbenvereinigung in der BRD, wurde vor genau elf Jahren als „Deutscher Lesbenring" gegründet und hatte anfangs das Ziel, lesbische Projekte, wie zum Beispiel das „Pfingsttreffen" (so hieß das Frühlingstreffen damals noch), finanziell zu unterstützen. Bald darauf ist der Lesbenring e. V., der sich des Adjektives „deutsch" sehr schnell wieder entledigt hat, jedoch selbst zum Projekt geworden mit eigenen Zielen und Aufgaben, wobei die Unterstützung anderer Projekte (z. B. durch Darlehen) weiterhin stattfindet. Die Existenz einer überregionalen, immer präsenten und stets erreichbaren bundesweiten Lesbenvereinigung hat sich als sehr vorteilhaft erwiesen:

- Wir sind Ansprechpartnerinnen für die Medien
- wir wurden von der Bundesregierung und vom Bundesrat um unsere Stellungnahme gebeten, als es bei der Diskussion um die neue „Jugendschutz-Vorschrift" um lesbische Belange ging, wobei geringe Verbesserungen erzielt werden konnten
- wir diskutieren aktuelle lesbenpolitische Fragen und bestimmen unsere Positionen gemeinsam. So wurde beispielsweise das Thema Homoehe ausführlich diskutiert und mittels einer Urabstimmung und einer Zwei-Drittel-Mehrheit schließlich beschlossen, sich an diesem Projekt aus inhaltlichen Gründen nicht zu beteiligen.
- wir sind Kontaktadresse für Lesben, an deren Wohnort es noch keine lesbische Infrastruktur gibt
- unser Lesbenring-Info, das allmonatlich erscheint, ist Diskussionsforum und Informationsquelle zugleich. Wir veröffentlichen dort nicht nur sämtliche lesbenrelevanten Termine, die uns bis zum 15. jedes Monats erreichen, sondern in Form eines Pressespiegels auch uns betreffende Meldungen aus der Tagespresse
- und wir stellten in diesem Jahr erstmalig auf Bundes- und Länderebene Finanzanträge für die Realisierung zahlreicher Projekte: Fortbildungsseminare für Frauenbeauftragte zum Thema „Lesbische Lebensweise", Coming Out-Freizeiten für lesbische Mädchen bzw. für lesbische Mütter mit Kindern sowie Wochenendtagungen zum Thema „Lesben im Recht". Das erste Projekt wurde vom Ministerium für Gleichstellung von Frau und Mann im Land Nordrhein-Westfalen bereits bewilligt.

In diesem Jahr wurde, zuerst auf dem Arbeitstreffen, dann im Lesbenring-Info und zuletzt auf der Mitlesbenversammlung, die im Juli in Charlottenberg stattfand, der Forderungskatalog diskutiert, der viele Jahre lang Grundlage unserer Politik war. Manche Formulierungen waren überholt, teilweise, weil die Forderungen bereits erfüllt sind, teilweise, weil sie nicht mehr unserer Auffassung oder unserem heutigen Empfinden entsprechen. Aus dem ursprünglichen „Forderungskatalog" wurde ein neues Papier, das auf dem nächsten Arbeitstreffen im Oktober verabschiedet werden soll und das wir gerne auch hier zur Diskussion stellen.

Der Lesbenring hat sich mit Aktivitäten in den neuen Bundesländern bisher ganz bewußt zurückgehalten. Erstens weil uns der Eroberungsfeldzug gen Osten seitens Parteien, Verbänden und Unternehmen ohnehin zuwider war und zweitens weil uns bekannt ist, daß viele Lesben schon zu DDR-Zeiten eigene Strukturen hatten oder sich in die Arbeit des UFVs einbrachten. Das heißt aber natürlich nicht, daß wir uns über das Interesse von Ostfrauen, über Eintritte sowie über die Gründung von Regionalgruppen nicht dennoch freuen würden. Ganz im Gegenteil!

Für die Anforderung von Informationsmaterial ist der Lesbenring e. V. unter folgender Adresse zu erreichen:
Lesbenring e. V.
Postfach 1114
69412 Eberbach

Unser Selbstverständnis, unsere Forderungen:

Wir sind Frauen, die Frauen lieben. Zusammen mit anderen haben wir gelernt, zu uns zu stehen, unsere Angst abzubauen, unsere Stärke zu spüren und frei zu leben. Wir haben eine eigene Kultur, die es zu entdecken und aufzubauen gilt. Wir haben Netzwerke, die uns helfen, unser Lesbischsein offensiv zu leben und miteinander zu wachsen. Als bundesweiter Dachverband lesbischer Frauen haben wir uns eine doppelte

Aufgabe gestellt: Nach innen wollen wir ein Informations- und Kommunikationsnetz aufbauen, das sowohl einzelne Frauen als auch Lesbengruppen verbindet. Nach außen wollen wir die lesbische Lebensweise sichtbar machen, gegen Diskriminierungen von Lesben vorgehen und uns als Lesben und Feministinnen an den politischen und kulturellen Auseinandersetzungen um die Veränderung der Gesellschaft beteiligen.

Wir sind Teil der autonomen feministischen Frauenbewegung, Teil des Widerstandes gegen das Patriarchat, gegen die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft und gegen die Diskriminierung von Personen aufgrund welcher Merkmale auch immer. Als Verbündete sind uns all diejenigen willkommen, die, in voller Achtung und Anerkennung unserer lesbischen Lebensweise, mit uns zusammen die gleichen Ziele verfolgen.

In der lesbischen Lebensweise sehen wir nicht allein eine aus Neigung gewählte Lebensform, sondern einen sehr konsequenten Weg des Widerstandes und der Verweigerung gegenüber Zwangsheterosexualität und gegenüber einer Gesellschafts(un)ordnung,

- in der Männer über Frauen herrschen
- in der Frauen aufgrund ihres Geschlechtes zu bestimmten Tätigkeiten gezwungen und von anderen ausgeschlossen sind
- in der sie auf ihre Gebärfähigkeit und auf ihre sexuelle Verfügbarkeit reduziert werden,
- in der sexuelle Gewalt zum Alltag gehört, in der die patriarchale Institution Ehe durch den Staat protegiert wird und
- in der Frauen weltweit zwei Drittel der gesellschaftlichen Arbeit leisten, aber nur ein Zehntel des Welteinkommens erhalten und ein Hundertstel des Weltvermögens besitzen.

Die lesbische Lebensweise ist eine Alternative für Frauen, zunächst im privaten Bereich autonom und frei von männlicher Dominanz zu leben. Geht die erotische Wahl von Frauen durch Frauen jedoch einher mit der Identifikation und der Solidarität von Frauen mit Frauen in allen Lebensbereichen, dann schwächt sie das Patriarchat ganz erheblich und wird dadurch zum Politikum. Die Entscheidung von Frauen für Frauen als Liebespartnerinnen, Gefährtinnen oder Verbündete stärkt die Freiheit und die Selbstbestimmung aller Frauen.

Die gesellschaftliche Situation von Lesben in der Bundesrepublik Deutschland hat sich seit Beginn der neuen Lesbenbewegung in der alten Bundesrepublik (1974) und seit dem Entstehen der ersten Lesbengruppen in der DDR (1983) erheblich gebessert. Die lesbische Lebensweise ist sichtbarer geworden, das Coming Out junger Frauen ist nicht mehr ganz so schwierig wie früher und die Diskriminierung von Lesben wird mitunter auch in bürgerlichen Medien verurteilt.

All dies wurde uns nicht geschenkt, sondern durch beharrliche kulturelle und politische Aktivitäten und durch den Mut vieler von uns erarbeitet.

Die Situation ist dennoch weit davon entfernt, befriedigend zu sein:
Die meisten Lesben bekennen sich immer noch nicht offen zu ihrer Lebensweise, viele werden von ihren Familien diskriminiert und versteckte, inoffizielle Diskriminierungen gibt es gegenüber Lesben in fast allen Lebensbereichen.
In dem von den Kirchen kontrollierten Erwerbsarbeitsbereich (die Kirchen sind mit 600 000 Arbeitsplätzen die zweitgrößten Arbeitgeberinnen in der BRD) ist die Diskriminierung von Lesben sogar offiziell erlaubt.

Meistens beeinträchtigt die Angst vor der Diskriminierung unser Leben jedoch noch stärker als die Diskriminierung selbst, woraus sich für uns die Notwendigkeit ergibt, in doppelter Weise aktiv zu werden - gegen Diskriminierungen von außen und gegen die Angst in uns selbst:

Wir wollen ein gesellschaftliches Klima, in dem Lesben sich offen und überall zu ihrer Lebensweise bekennen können. Die Schaffung eines solchen Klimas setzt voraus, daß möglichst viele von uns offen zu ihrer Lebensweise stehen und sich kulturell, politisch, organisatorisch oder finanziell in Zusammenhänge einbringen, deren Ziel es ist, gesellschaftsverändernd zu wirken. Lesben, die ihre Lebensweise im Beruf, im Kreise von Freundinnen und Freunden, im Verhältnis zu ihren Eltern, ihren Kindern oder gegenüber der übrigen Familie offen benennen, leisten einen positiven Beitrag gegen Zwangsheterosexualität und Patriarchat.

Wir wollen, daß die nichtlesbischen Teile der Frauenbewegung lesbische Lebensweisen nicht länger aus ihrem Blickwinkel ausklammern, sondern sie stets mitdenken. Deswegen ist es not-

wendig, daß Lesben, die in der Frauenbewegung aktiv sind, dort verstärkt auch als Lesben auftreten.

Wir wollen, daß die lesbische Lebensweise in den Medien und im Bereich der öffentlichen Erziehung selbstverständlich und gleichberechtigt neben anderen Lebensweisen als positive Alternative für Frauen dargestellt wird. Dazu brauchen wir viele öffentliche Coming outs. Lesben, die durch ihren Beruf, durch ihre künstlerische, sportliche, politische oder durch sonstige Tätigkeiten im Licht der Öffentlichkeit stehen und ihre Lebensweise dort deutlich machen, bestärken andere darin, sich ebenfalls nicht länger zu verstecken.

Wir wollen, daß die Bedingungen lesbischer Lebensweisen zum politischen Thema werden. Lesbische und nichtlesbische Frauen müssen deutlich machen, daß für sie nur politische Parteien interessant sind, die auf allen Ebenen eine konsequente Antidiskriminierungspolitik für Frauen machen. Dazu gehört, daß die lesbische Lebensweise in allen Bereichen der Frauenpolitik mit einbezogen wird.

Wir wollen, daß die Privilegierung der Ehe durch den Staat, die auf das eigenständige Leben von Frauen äußerst negative Auswirkungen hat, beendet wird. Als Feministinnen haben wir uns der Forderung nach der Homoehe bewußt nicht angeschlossen und fordern stattdessen gleiche Rechte für alle, unabhängig von ihrer Lebensform.

Wir wollen, daß die christlichen Kirchen ausdrücklich erklären, daß die lesbische Lebensweise kein Hinderungsgrund für die Mitarbeit in kirchlichen Einrichtungen ist. So kann verhindert werden, daß tausende von lesbischen Frauen, die in solchen Einrichtungen arbeiten, ihre Lebensweise aus Angst um den Arbeitsplatz weiterhin verheimlichen. Gerade deswegen betrachten wir die lesbischen Zusammenhänge innerhalb der Kirchen als Ausdruck besonderen Mutes der daran beteiligten Lesben.

Wir wollen, daß die Gewerkschaften sich verstärkt gegen die Diskriminierung von Frauen und gegen sexuelle Belästigungen am Arbeitsplatz einsetzen. Dabei muß der speziellen Situation von Lesben besonderes Augenmerk gewidmet werden. In diesem Zusammenhang begrüßen wir es sehr, daß sich innerhalb der ÖTV und der GEW bereits lesbische Zusammenschlüsse gebildet haben, die kontinuierlich arbeiten.

Die inhumanen Gesetze, die in der Bundesrepublik Deutschland das Leben von AusländerInnen erschweren bzw. unmöglich machen, treffen auch Lesben.

Ebenso trifft jede Verschärfung des Asylrechtes Frauen, die wegen „geschlechtlicher Verfehlungen" oder wegen ihrer lesbischen Lebensweise aus ihren Heimatländern flüchten müssen. Der Lesbenring e.V. unterstützt alle Bestrebungen, die dazu geeignet sind, das Leben ausländischer Personen, insbesondere das Leben ausländischer Lesben, in der Bundesrepublik zu erleichtern. Wir bestehen nicht nur auf dem Grundrecht auf Asyl, sondern fordern seine Erweiterung auf die Verfolgung wegen des Geschlechtes und wegen der sexuellen Orientierung.

PUBLIKATIONEN:

Hypatia – Historische Frauenforschung in Diskussion; Zeitschrift des Netzwerkes historisch arbeitender Frauen der Frauen-Anstiftung e.V.; Nr.4; zu erhalten über: s. o., Langgasse 20, 65183 Wiesbaden

Rasse – Klasse – Geschlecht: Aufarbeitung von Projekterfahrungen und erste Erkundungen in theoretischem Neuland; herausgegeben vom Gesellschaftlichen Forum e.V.; zu beziehen über: Gesellschaftswissenschaftliches Forum e.V., c/o Prof. Dr. H. Meier, Niederwallstr. 12, 10117 Berlin

Aral Taschenbuch der Frauenpresse 94/95: Bietet aktuelle Daten, Fakten, Namen und Adressen zum Thema „Frauen in den Medien". Verlag Rommerskirchen, Rolandshof, 53424 Remagen - Rolandseck, 336 Seiten, 19,80 DM, ISBN 3-926943-35-1

ANZEIGEN:

Feministisches Rechtsinstitut e.V. sucht interessierte Juristinnen, Frauenbeauftragte, Betriebsrätinnen aus den Neuen Bundesländern, die an Informationen und Austausch interessiert sind. Kontakt: Feministisches Rechtsinstitut e.V., Königstr. 9, 53113 Bonn

Filmprojekt – Dokumentarfilm über die Beziehung zwischen Töchtern und Müttern. Es soll ein Filmdokument über eine der vielschichtigsten Beziehungen im Leben von Frauen, die zu ihrer Mutter und zu ihrer/n Tochter/Töchtern entstehen. Ich suche Frauen, Mütter und Töchter, für die diese Begegnung mit sich selbst aufregend sein könnte und die bereit wären, mit ihrer Person und ihrer Geschichte diesem Dokumentarfilm Substanz zu geben. Kontakt: Kerstin Süske, über Red. „Weibblick", Friedrichstr. 165, 10117 Berlin